Anthr
1553 h

Zimmermann

Das
Leben des Menschen
in
auf- und absteigender Linie.

Eine metronomische
Darstellung seines Verlaufes.
Nebst
Gedanken und Betrachtungen
über das wunderbare
Zahlenverhältniß beyder Geschlechter,
über
Bevölkerung, Uebervölkerung und Entvölkerung.
der Länderstriche auf unserer Erde.
Als ein Beytrag
zur höheren Ordnung der Dinge in der Natur.

Von
Fr. E. Zimmermann.

Wien, 1821.
Im Verlage bey Leopold Grund.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Anthr. 155 h

Zimmermann, Fr. E.

(Joseph Behlinger)

Das Leben des Menschen in auf- und absteigender Linie. Als ein Beitrag zur höhern Ordnung der Dinge in der Natur.

Wien 1820
Grund

[Titelblatt ersetzt nach Kayser's Bücherlexikon.]

32 B

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Antl. 155 h
Fr. L. Zimmermann

Vorwort.

In der ersten Kindheit der Zeiten, damahls als das noch unerzogene und wissenschaftslose Menschengeschlecht in der höchsten Frische, Reinheit und Zartheit des Gefühls jenen Zustand lebte, welchem der Mythos nähere Beziehung mit dem himmlischen Wesen zugesteht, — damahls waren seine Propheten und Weisen von dem Geiste erfüllt, der sich in den einfachen Ur-Gesetzen der erschaffenen Dinge kund that.

Umgang mit Gott und Sympathie mit der Natur ist der Charakter dieser vorgeschichtlichen Zeit. Von jenem hat die Religion uns Idee bewahrt; von dieser zeugt die Idee des Zaubers, welche auf alle Völker der Geschichte gekommen ist.

In Zahl und Figur wurden die Umrisse jener ewigen und einfachen Gesetze geheimnißvoll eingehüllt, und in den Mysterien aufbewahrt. So geschah es, daß die Menschen vor ihnen eine gewisse Scheu hatten, und von ihrer hohen Bedeutung mit tiefster Ehrfurcht erfüllt wurden. Die ältesten Urkunden geben hierüber Zeugniß; die spätern aber haben sogar die Erinnerung davon verloren. —

Als nähmlich der Keim der Menschheit, das Selbstgefühl, zuerst durch die Empfindung empor wuchs, aus der Mannichfaltigkeit von Anschauungen durch das Princip der Einheit Vorstellungen, aus diesen durch dasselbe Gesetz Begriffe und in höchster Steigerung sich Ideen entwickelten, da trat nun der Geist jener Zeit allmählig hinter die Sprache und die ausgebildeten Sinne zurück, und es ist von der Gewalt und Heiligkeit jener Zeichen wenig Spur mehr unter den Menschen geblieben.

Schon Aristoteles erklärt sich gegen die Ansicht der Zahlen, welche Pythagoras aus uralter Quelle am Nil geschöpft und aufgestellt hatte; es läßt sich auch aus der Art und Weise, wie jener seinen Tadel gegen das System des Weltweisen aussprach, deutlich schließen, wie unverständlich die Bedeutung der Zahlen-Schemate den nachkommenden Geschlechtern müsse geworden seyn. »Dieses alles, behauptet Aristoteles in seiner Metaphysik, sey vernunftwidrig, widerspreche sich und allem gesunden Menschenverstande.« —

Noch später, als die Reflexions-Epoche begann, spottete die Wissenschaft bey ihrer einseitigen Construction sogar laut über diese Seite der kindlichen Zeit, und nannte sie schlechtweg die kindische. Ob sich schon zunächst Volksbetrieger, Glücksspieler und Phantasten aller Art an der Idee der Zahlenverhältnisse auf eine höchst unheilige Weise versündiget, Frevel verübt, und sie zu gemeinen Zwecken

vielfältig gemißbraucht haben, so konnten sie doch ihr selbst nicht schaden, weil sie höherer Art, und in der Nothwendigkeit der Natur der Dinge gegründet ist.

In unsern Tagen, wo die Wissenschaft sich nach allen Seiten und Richtungen durchgewunden, wo sie das Stadium erreicht, wo keine Haltung, keine Ruhe ist, ein ewiges Treiben und Streben herrscht; in unsern Tagen, nachdem das Leben in tausend Gestalten vorübergegangen, von der Wissenschaft gesehen und erkannt worden, sie selbst aber das Leben darüber verloren; nachdem sie Reichthümer gesammelt, und gesucht; selbst arm geworden an eigener Kraft und Fülle; in ihrem Stolze und dem Glauben an eigener Größe die Welt umspannt, und in der Umspannung ohnmächtig geworden: nun erst nach allen diesen Prüfungen scheint sich die sanfte Morgenröthe am wissenschaftlichen Horizonte zu erheben; es wird das Licht der Weisheit aus der Wissenschaft aufgehen,

und diese wird sich beugen vor dem Urquell aller Weisheit! —

Ihre Ansicht wird dann wieder religiös, ihr Standpunct Gott seyn, und ihre Würdigung der Dinge aus dem unverwandten Blicke auf das Unwandelbare und Göttliche quellen. Sie wird Erkenntniß treiben und achten, lernen und lehren, aber nicht um des Stolzes willen, daß sie etwas wisse. Ihr Höchstes wird seyn, die selbstständige Klarheit der Seele in sich selbst, und die Erkenntniß wird ihr theuer seyn, weil sie die Seele mit dem Lebendigen in aller Welt vermittelt, und ein Gespräch ist zwischen der Seele und den Geistern alles Lebens, die uns umschweben.

Diese Stufe der Wissenschaft, welche von keiner der Nationen, wohl aber von einzelnen erreicht wird, die in ihr Freyheit und Rettung vor der Eitelkeit finden, — diese Stufe wird das Verständniß jener Zeit wieder bringen, das wir verloren, und wo-

von uns nur die Erinnerung in jenen geheimnißvollen Deutungen der Zahlen und Figuren geblieben ist.

Versuche einzelner Menschen, die mit diesem Geiste in das Alterthum eingedrungen sind, haben die Hoffnungen vermehrt, daß uns in Zahl und Figur der Geist jener ewigen Urgesetze wieder aufgehen und durchdringen werde, daß die Zeiten des Pythagoras von den unsrigen verstanden, und die Verständnisse gegenseitig werden ergänzet werden.

Auch dieser Versuch, dessen Gegenstand in der Mitte des beziehungsvollsten Lebens steht, wenn er sich auch nicht mit der Lösung eines Problems beschäftigt, das der grauen Vorzeit gehört, gründet sich auf Zahlenverhältnisse, deren wunderbare Widerkehr und stätige Beziehung in Anwendung auf einen einzelnen Gegenstand alle Aufmerksamkeit und Beachtung verdient. Eine Metronomik des menschlichen Lebens, wie es verläuft, muß allerdings in ihrer vollendeten Ausbildung zu Resultaten führen, die

jedem Individuum von jeder Menschen-Classe, ohne Ausnahme, gleich wichtig und nützlich seyn können. Der Mensch erhält dadurch gleichsam den Schlüssel zur geheimen Werkstätte des Lebens, und den Maßstab in die Hand, womit er nach den Gesetzen, welche in den Zahlenverhältnissen selbst gegründet sind, seinen Stamm des Lebens bemessen, ein- und abtheilen kann.

Wie wichtig dieser Gegenstand für die erziehende Classe der Menschen, für Aeltern und Freunde von jungen Leuten, für die Erzieher in engerer Beziehung sey, ist alles weiteren Erörterns überflüssig, und es leuchtet von selbst ein, daß nur von der richtigen Eintheilung der Lebenszeit eines Zöglings und dem rechten Gebrauche dieser Zeit für angemessene Lehrfächer die zweckmäßige Ausbildung desselben abhänge.

Gleich wichtig aber ist es für die Mütter und Alle, die mütterliche Obhuth pflegen, zu einer Uebersicht des weiblichen Lebensverlaufes und der Einthei-

lung desselben zu gelangen. Hat der Typus des weiblichen Lebens ein ganz anderes Zahlenverhältniß, als das männliche, so sind die Epochen der Lebenszeit in jenem zarten Geschlechte auch anders abgetheilt, und es fordert die ganze mütterliche Sorgfalt und Huth, in gewissen Perioden die zarte Pflanze einer besondern Pflege zu unterziehen, wo Sonnengluth, Stürme, Ungewitter, giftiges Gewürm, ein plötzliches Verwelken, die gänzliche Zerstörung derselben herbey führen können.

In wie fern unserer Absicht, eine Eintheilung der Lebenszeit nach einem richtigen Zahlenverhältniß für beyde Geschlechter entworfen zu haben, — der Erfolg unserer Arbeit entsprechen wird, müssen die folgenden Blätter entscheiden. Erschöpfend konnte der Gegenstand in einzelnen Parthien nicht behandelt werden, dazu fehlen die nöthigen Vorarbeiten. Indeß reichen die gegebenen Winke überall aus, wo es an Ausführlichkeit mangelt; und der Ueberblick des Ganzen,

der durch eine gleiche Behandlung des Stoffes sehr befördert wird, entschädigt reichlich durch die Klarheit und Deutlichkeit, mit der die behandelten Gegenstände in gegenseitige Beziehung treten.

Nachdem wir werden gezeigt haben, daß der Typus des männlichen Lebens sich von dem des weiblichen durch stetige Abstände in seinem Verlaufe unterscheide, soll es uns erlaubt seyn, in einiger Ausführlichkeit Betrachtungen über das Zahlenverhältniß der beyden Geschlechter zu einander anzustellen. Auch hier kommen interessante Aufschlüsse an Tag, und wir werden mit Staunen und Verwunderung bey dieser Untersuchung auf eine höhere Ordnung der Dinge geführt, die außer dem Bereich des menschlichen Erkennens liegen.

An diese Untersuchung schließt sich wie von selbst eine allgemeine und übersichtliche Bemerkung über Bevölkerung und Uebervölkerung der Ländertheile unserer Erde an, und es soll uns auch hier

das stätige Gesetz in der Formel einer Zahl kund werden, nach welcher dieses in die Erscheinung tritt. Die Betrachtung aber über Entvölkerung der Ländertheile und ihren Einfluß auf die Erde möge sodann mit einem Beyspiele und dem Bilde eines solch' entvölkerten Länderstriches das Ganze unserer Untersuchungen schließen.

Versuch
zu einer metronomischen
Darstellung
des
menschlichen Lebens
in auf- und absteigender Linie.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Das menschliche Leben überhaupt.

Das Leben der Gattung und des Geschlechts.

Auf- und absteigende Linie.

Wir betrachten zuerst das menschliche Leben oder die Darstellung des Menschen in der Zeit unter zwey Formen, und zwar:

1) unter der Form der Gattung, und

2) unter der Form des Geschlechts.

Diese letztere weist wieder zweyerley Formen:

a) Die männliche, und

b) » weibliche Form.

Sieht man zunächst auf das Einzelne der Erscheinungen, so zeigt sich in der zeitlichen Darstellung des Menschen, wie bey den übrigen Gegenständen der Erkenntniß Regellosigkeit und Zufall. Werden indeß diese einzelnen Fälle unter eine höhere Ansicht ge-

stellt, dann erscheint nicht bloß die Regel wieder, sondern das höhere Gesetz tritt in die Erscheinung; der Zufall hört auf, sobald sich der Kreis des Erkennens erweitert und die Idee herrschend geworden ist.

Darum erkannten denn auch zu allen Zeiten die Denkenden, daß die Erzeugung des Menschen, seine Entwickelung und zeitliche Vollendung von einem tiefen Plane, von ewigen Gesetzen höheren Ursprungs geleitet werde. Die ewige Weisheit, sprachen sie, hat diesen Plan mit fester Hand entworfen, und ihre Allmacht führet ihn herrlich aus!

So lange der Mensch in unausgebildeter Einheit gedacht wird, lebt er in der Gattung, und zerfällt, sobald die Einheit den Entwicklungsact beginnt, aus sich heraus tritt, und sich entgegen setzt, in zwey Hälften: in die männliche und weibliche. Der Charakter des Mannes ist Macht; der Charakter des Weibes Liebe. Jener ist mehr dem Thiere, diese der Pflanze zugewendet. Die Aufgabe dieser Entzweyung, dieser Getrenntheit ist Wiedervereinigung, und in dieser Wiederver-

einigung erscheint der Mensch in vollendeter Ganzheit, die in höherer Bedeutung die Ehe ist. Das wahre Menschen-Individuum heißt demnach: Ehe-Paar.

Von der Heiligkeit der Ehe, die sowohl in der Religion als in der Natur gegründet ist, werden wir ins Besonders sprechen, sobald uns die Untersuchung auf den Gegenstand leiten wird, der von der Stätigkeit im Zahlenverhältniß der beyden Geschlechter handelt.

Der Samen, den der Mann in sich hat, geht erst im Schooße des Weibes auf, und es erscheinen die Zeugen der Liebe, es erscheint die Familie. Aus den Familien entsteht der Stamm; und die Einheit der Stämme gibt die Nation. Endlich die Nationen alle unter das Princip der Einheit gestellt, gibt die organische Menschheit.

Auf- und absteigende Linie.

Ein vollkommen durchlebtes Menschenalter vollendet sich in einer auf- und absteigenden Linie von gleich großer Länge. Auf jener erhebt sich der Mensch aus dem Schooße der leiblichen Mutter, wandelt durch die Regionen des Pflanzen- und Thierlebens, und steigt zum Menschen höheren Sinnes empor; kehrt hierauf, so weit er dem irdischen und zeitlichen angehört, auf dieser in den Schooß der Allmutter, der Erde, zurück.

Dieses Auf- und Absteigen des Lebens kann mit einer Parabel verglichen werden, die kleinere Parallellen einschließt, und von größeren Parallellen eingeschlossen wird, und so das Bild der höchsten Manichfaltigkeit von längeren und kürzeren Bogenzügen, von längeren und kürzeren Lebensläufen darstellt. Daher ein vor seiner vollkommenen Vollendung sich endigendes Leben gleichwohl beyde Linien durchlaufen, und der Typus desselben geschlossen seyn kann. So erhält das Sprichwort: Gescheidte Kinder

sterben bald, nach dieser Ansicht die rechte, wahre Deutung.

Dort, wo die aufsteigende Linie seine höchste Höhe erreicht hat, und in die absteigende über zu gehen beginnt, da ist für jede individuelle Darstellung des Menschens der Punct der Reife, das Zenith, der Culminationspunct des Lebens.

Das Fluthen der Lebens wird hier unmerklich; wenn gleich völliger Stillstand nie Statt finden kann.

In wie fern wir das Leben als ein in sich geschlossenes Ganze betrachten, können wir es einer Theilung unterwerfen. Und so wie eine Tageslänge von selbst in drey Momente, Morgen Mittag und Abend zerfällt, in gleicher und ähnlicher Weise erscheint das Leben. Durch drey Hauptabschnitte bezeichnet sind sie: Kindheit, Vollkraft, Abgelebtheit.

Diese drey Hauptabschnitte, wir nennen sie, weil sie der Zeit angehören, Perioden, liefern uns folgendes Schema des Lebens:

I. Periode: Jugendschwäche. II. Periode: Kraft. III. Periode: Alterschwäche.

Der Raum zwischen der ersten und zweyten Pe-

riode, und zwischen dieser und der letzten füllt sich durch kleinere Abschnitte aus, die in der Zeit des menschlichen Lebens selbst liegen.

Diese kleineren Abschnitte nennen wir Epochen, und sie theilen die erste Periode in zwey Theile:

a) in die Epoche der ersten Ausbildung, Kindheit.

b) In die Epoche der zweyten Ausbildung, Pubertät.

Die zweyte Periode aber in drey Theile:

a) in die Epoche der aufsteigenden Kraft.

b) In die Epoche (des Zeniths selbst) der Vollkraft.

c) In die Epoche der sinkenden Kraft.

Hier bemerke man aber, daß diese Periode das Leben in seiner höchsten Fülle entwickelt, daß hier die meiste Thätigkeit, die größte Kraft vortritt; daß sich hier das Leben gleichsam durch eine längere Zeit zu entschädigen sucht, da es in der kürzeren, der ersten und dritten Periode mit bloßer Schwäche zu thun hat.

Die dritte Periode.

a) Epoche des ersten } Seniums.
b) Epoche des zweyten }

Demnach dauert die Epoche der aufsteigenden Kraft gerade so lange, als die zwey Epochen der Jugendschwäche.

Die Epoche der sinkenden Kraft dagegen entspricht der Dauer nach vollkommenden zwey Epochen der Altersschwäche.

Die Epoche der Vollkraft ist untheilbar; sie ist für unsere Darstellung der mathematische Punct.

Lassen wir demnach die Zahlen durchgehends in unserm Schema vortreten, so müssen nach unserer gegebenen Entwickelung desselben im Abschlusse zwey Hauptzahlen erscheinen, die uns den Schlüssel zu dem Geheimniß in den Typus des zeitlichen Lebens geben werden.

Wir erhalten, wenn jede einfache Epoche als 1 angenommen wird, die mittleren Epochen aus oben entwickelten Gründen aber durch 2 gegeben werden,

die Zahl 9.

Gelten aber die Epochen alle nur 1:

die Zahl 7.

Die Haupteintheilung in Perioden gibt

die Zahl 3.

9. 7. 3.

Diese letztere Zahl ist überhaupt von bey weitem wichtigerer Bedeutung für unsere Aufgabe.

Ueberall begegnen wir der Dreytheiligkeit; sie erscheint in dem Baue unsers Körpers, und theilt diesen in drey Haupttheile: Kopf, Leib, Pedal; jeder einzelne Finger huldigt dieser Zahl, und articulirt sich in 3 Theile.

Erhebt man diese Zahl zur zweyten Potenz: so erscheint die Zahl 9; und widerfährt dieser ein Gleiches, so erhalten wir 81.

($3^2 = 9$ und $9^2 = 81$)

Lauter Bezeichnungen, die in geheimnißvoller Beziehung mit dem Leben des Menschen stehen.

So wie jeder einzelne Mensch nichts anderes ist und seyn kann, als eine unendlich verkleinerte Menschheit, so müssen die Umrisse eines solchen individuellen Lebens zugleich die Umrisse des Lebens im Ganzen, im großen Menschen, in der Menschheit selbst erscheinen; diese geben uns den verjüngten Maßstab für den Verlauf des Ganzen.

Wenn wir oben sagten, daß die Epochen der mittleren Periode das Doppelte gelten müssen von den

Epochen der äußern Perioden; so muß sich auch diese Behauptung am Organismus der gesammten Menschheit bewähren. Wenn zum Beyspiel zu einem einzelnen Menschenleben 81 Jahre gerechnet werden, so müssen 45 Jahre in Kraft- und 36 im Schwächezustand verlebt worden seyn; nähmlich:

in der ersten Periode:

a)	9	Schwächeleben aus Jugend.
b)	9	
	18	

In der zweyten Periode:

a)	18	das doppelte
b)	9	Kraftleben
c)	18	das doppelte
	45	

In der dritten Periode:

a)	9	Schwächeleben aus Alter.
b)	9	
Summa	81	

In großen Massen wird sich derselbe Kalkul wiederhohlen; denn wenn 81 Millionen Jahre menschlichen Lebens verlebt werden, so erhalten wir die An-

zahl der Kraftjahre und der Jahre der Schwäche durch gleiche Berechnung.

Demnach verhalten sich beyde Zahlen, die der Kraft mit der Schwäche überhaupt, wie 36 zu 45 wie 4 zu 5; und nichts wird dieses von der höhern Ordnung der Dinge abstammende Verhältniß je trüben oder stören können.

Das Leben des Geschlechts.

Dieses hängt mit dem Leben in der Gattung durch den Mann zusammen, deren Repräsentant er ist. Das Leben des Geschlechts aber bildet sich im Weibe aus, dessen Repräsentant sie ist. Sie ist das Geschlecht, welchen Ausdruck mehrere Sprachen*) aufbewahrt, und für die Bezeichnung des Weiblichen im Menschen appelativ gebraucht haben.

Der Mann, als Repräsentant der Gattung, erhält die Zahl 3 nach dem oben gegebenen Schema, die sich,

*) Auch die deutsche bezeichnet mit dem Ausdrucke das schöne Geschlecht alles Weibliche in der Menschen-Gattung.

wie wir gesehen haben, nach wiederhohlter Potenzirung also gestaltet.

$$3^2 = 9 : 9^2 = 81.$$

Als Mann, und abgesehen von der Gattung, stellt er nur eine Hälfte dar; wenn demnach das Product, welches aus der ersten Potenzirung entsprang, die Zahl 9 den Typus zur Männlichkeit gibt, so fordert, daß auch von dieser Zahl die Hälfte müsse von Bedeutung seyn; diese Hälfte von der Zahl 9 ist 4½.

Das Weib, die andere Hälfte des getheilten Menschen, und Repräsentant des Geschlechts ist in sexualer Hinsicht Original. Es kann ihr deßhalb auch nur eine Prim-Zahl würdig entsprechen.

Die Zahl 3 hat sich der Mann angeeignet; zwischen 3 und 9 muß sich eine Prim-Zahl finden, die höher ist, als 3, und die 9 nicht übersteigen darf. Sie muß entweder 5 oder 7 werden. Gegen die Zahl 5 sprechen verschiedene Gründe.

1) Sie findet sich nicht in der Eintheilung des Lebens in der Gattung überhaupt. Es gibt nur drey Perioden, sieben Epochen, neun Abschnitte; aber von einer 5 keine Spur.

2) Auch im Baue unsers Körpers ist diese Zahl nirgends indizirt.

3) Alle vielfachen aus dieser Zahl (10, 15, 20, 25) drücken solche Jahre aus, die alle das Leben auf eine in die Augen springende Weise falsch abtheilen und meist zwischen zwey richtige Abtheilungen in die Mitte fallen.

4) Gibt die Zahl 5, verglichen mit dem männlichen Typus, keine entsprechenden Verhältnisse des beyderseitigen Alters. Es kommen Alter gegen einander, denen man auf den ersten Blick ihren zu weiten Abstand ansieht.

Z. B. 9 mit 3 multiplicirt = 27.
5 — 3 — = 15.

Hier entspräche der Mann von 27 Jahren dem Mädchen von 15 Jahren, welches ein offenbares Mißverhältniß der Jahre gibt.

Für die Zahl 7 hingegen sprechen folgende Gründe:

1) Diese Zahl erscheint schon in der Haupteintheilung des Lebens in der Gattung. Die drey Perioden haben sieben Epochen.

2) Nach der Zahl 3 entspricht die Zahl 7 der Zergliederung im Baue des menschlichen Körpers. So

wie das Haupt, der Leib und das Pedal den drey Perioden gleichkommen, eben so entsprechen: Haupt, Hals, Leib, die beyden Arme und die beyden Füße den sieben Epochen, auch die Arme und Füße erscheinen wieder getheilt, und nur das Zenith, hier das Haupt, erscheint in möglichst vollendeter Einheit.

3) Die Jahre, welche als vielfache der Zahl 7 gewonnen werden, sprechen uns sogleich in höherer Bedeutung an, wenigstens gilt das Auffallende von der Zahl 14 und 49.

4) Muß man die Zartheit und Tiefe bewundern mit welcher die Vorsehung den Abstand beyder Geschlechter regulirte; diesen Abstand hebt die Zahl 7 vorzugsweise am vortheilhaftesten heraus, und bestimmt dem Manne eine Frau, die jünger ist als er.

Auf diese Weise erhalten wir aus den beyden Zahlen der 7 und 9 fernere erwünschte Resultate; potenzirt man die erstere durch 2 (7^2) nach der Analogie von 9^2, so erhält man 49. Und mit dieser Zahl ist das Senium der Weiblichkeit, die Gränze, gefunden, wo ihre Fruchtbarkeit endet.

Da ferner das Weib Original ist, und in dem Manne sich als die eine Hälfte des Gattung-Men-

schen ergänzt, so gibt die Zahl 7, Repräsentant des Weibes, mit der Zahl 9, Repräsentant des Mannes multiplicirt das Product 63; eine Zahl, die für den letztern als Geschlechtsmenschen als entscheidend angesehen werden kann; sie ist die Säule Herkules, der Gränzpunct seiner Zeugungsfähigkeit.

Aus dem, was wir bisher gesagt, und aus der Art und Weise, wie wir unsere Ansichten aus der Natur der Sache selbst deduzirt haben, ist zu ersehen, daß die Zahl 7, weder durch blindes Zugreifen in den Glückstopf der endlosen Zahlen-Menge, noch durch den Geruch ihrer Heiligkeit zu der hohen Bedeutung gelangt sey, die ihr gebührt.

Sonach haben wir als Exponenten der Weiblichkeit die Zahl 7 erhalten; sie selbst aber (die Weiblichkeit) ist als solche in der Halbheit befangen; es muß auch die Hälfte dieser vorstellenden Zahl von Wichtigkeit seyn. Diese Hälfte ist 3½

Der Schlüssel zu dem Geheimniß des Typus der Weiblichkeit ist:

7; sodann 3½; endlich 7^2 oder 49.

Alle diese Zahlenverhältnisse und ihre Ansicht, so wie sie hier aufgeführt und dargestellt worden, erhal-

ten vollends in der Anwendung denjenigen Grad von Beleuchtung, der unsere Leser in Stand setzen muß, auch diejenigen Stellen, die sich während dem Lesen den innern Blicken sollten entzogen haben, mit der gehörigen Klarheit und Deutlichkeit zu durchschauen.

Wir werden es versuchen, eine Charakteristik aller einzelnen Lebensjahre im Leben der Gattung sowohl als in dem der beyden Geschlechter zu entwerfen; es können aber hier nur die feinern Züge, welche der Zeichnung Charakter und Interesse leihen, aufgenommen werden.

Verlauf des menschlichen Lebens in der Gattung.

Allerdings heißen die Leute bis zum 18. Jahre, vorzugsweise die *jungen Leute*. Man spricht von ihrem Unverstand und von ihrem Leichtsinne. Der Billige hält ihnen *überall viel zu gut*.

Allerdings wächst die Kraft derer, welche von Natur eine kräftige Anlage erhielten, und mit weiser Mäßigung von den Gütern der Erde genoßen, bis zum 40. Jahre und darüber. Feuer und Mäßigung

die sich durch die Besonnenheit in allen Handlungen kund thut; Thatkraft und Rath; Genie, Wissenschaft und Erfahrung finden sich nirgends häufiger im Einklange als bey dem 40jährigen.

In diesem Alter hat der Mensch, wenn er dessen überhaupt fähig ist, gehöriges Vertrauen und gehöriges Mißtrauen in die eigenen Kräfte, er hat noch Offenheit und dennoch kluge Zurückhaltung; er hat Muth und Beharrlichkeit, ja selbst noch die Gewandtheit, den begangenen Fehler wieder gut zu machen.

Seine Freygebigkeit hält die Mitte zwischen dem Geitz des Alters und der Verschwendung der Jugend.

Die Art zu genießen ist die echt menschliche, weil sie mit weiser Mäßigung geschieht.

Alles, was der Mensch Großes aus sich selbst schaffen will, muß bis zum 40. Jahre wenigstens der Plane nach vollendet seyn.

Wenn aber die 60 auf dem Rücken sind, so beschleicht den Menschen das Alter. Der 63jährige hat in der Regel nicht mehr den Muth dieß zu läug-

nen, und er thut sogar wohl, wenn er frey gesteht, daß er die Spuren desselben an sich wahrnehme.

Jenseits der 81 findet kaum noch ein solches Leben statt, welches zu leben sich lohne. Der König der Erdschöpfung soll vegetiren.

Von einem vollen Tausend, die mit ihm zugleich geboren wurden, leben jetzt im Durchschnitt noch 37, d. h. es lebt davon noch etwa der 27.

Wird er unter diesen auch nur noch Einen Jugendfreund haben? —

Dann sind ihm in der Regel die Gattinn, viele Kinder, selbst Enkel und Urenkel sammt allen seinen Wohlthätern vorangegangen!

Wie sollte der Fremdling in einer so ganz neuen Welt, die über dem sein mattes Auge und sein abgestumpftes Ohr von keiner Seite mehr richtig aufzufassen vermag; — wie sollte er die längere Verzögerung seiner Heimkehr auch nur wünschen mögen.

So verhält sich der Verlauf des menschlichen Lebens in der Gattung.

Verlauf
des menschlichen Lebens im Geschlechte.

Männliches Leben.

9 Jahre: Knabe.

Schon mit 4½ (dem ersten Reflex von 9) steht ihm das Flügelkleid nicht mehr an. Mit 9 Jahren unter die Mädchen versteckt, würde er sich jetzt immer unfehlbar verrathen, ein anderer Achilles. Auch das hölzerne Pferd steht jetzt ruhig in der Ecke, denn ihn freut schon ein solches, auf dem es etwas zu wagen gibt. Seine Wißbegierde sucht schon mehr als bloßes Bilderwerk.

13½ (irrig 14.)

Dieser Knabe verräth sein Geschlecht schon in der gebrochenen Stimme. Mit seines Gleichen, wenn sie ihm zu nahe treten, rauft er auf der Stelle, es

sey denn, daß man ihn bereits dressirt habe. Ihn kann die Mutter nicht mehr recht bändigen. Im Lernen hat er bereits Geschmack am Soliden; Geschichten der Helden hört er mit Lust.

18 Jüngling.

Die Zeichen der Pubertät sind an ihm offenkundig geworden. Die Stimme hat Männlichkeit gewonnen, und man hört, daß er demnächst ein Wort mitzusprechen habe. Am Kinne sproßt der Bart. Der Arm hat Stärke die von der Gewandheit erhöht wird. Der Fußtritt hat Festigkeit und Nachdruck. Das sehr rege Ehrgefühl verfällt jedoch — begreiflicher Weise — zunächst auf solche Thaten, die jenem Geschlechte gefallen, welches besonders für ihn das schöne ist.

Herkules am Scheidewege.

22½

Die Wahl ist getroffen. Man spricht von dem jungen Manne. Der Körper hat bis auf Weniges seinen Wuchs vollendet. Die Denkart hat sich als Charakter ausgebildet; sie ist ein vollkommen gebildeter Wille geworden. Wahrer Zeitpunct

der Volljährigkeit, die mit 21 zu früh, mit 25 zu spät verliehen würde.

Von 3^3 (d. i. $3 + 3 + 3 = 27$) erwartet man mit Recht etwas Ausgezeichnetes. Eintritt in die Zeniths-Periode des Geschlechts! —

Reife zum Austritt aus der älterlichen Familie und zur Bildung eines eigenen Kreises, dem er der Mittelpunct sey. Bey sonst solider Denkart hat er jetzt weniger Wohlgefallen an den Mädchen überhaupt wohl aber sucht er die Eine unter ihnen, mit welcher er das Los seines Lebens theile.

31½

Gemachter Mann! Zenith der Männlichkeit. Länger soll dieser Mann nicht zögern zum Hausstande, und jetzt muß er in selbstständiger Ernährung stehen, wenn er nicht überall zu spät kommen soll.

36

Beste Jahre des Mannes. Allerdings! denn hier fällt der Uebergang in die Zeniths-Epoche der Gattung, die er repräsentirt.

45½ Jovialität:

Noch gute Jahre. Doch die letzten vollkommenen im Geschlechte. Die Hagestolzen blühen.

54

Kein Jüngling mehr. Ehren-Aemter, Wohlstand und Reichthum, jetzt oder nie.

58½

Auf Jahren. Die 60ger rücken heran. Er braucht ein Gläschen mehr vom alten Rebensaft, wenn er noch manchmahl in seine joviallische Stimmung kommen soll. Ein großer Freund des Bestehenden und Feind aller Neuerungen. Laudator temporis acti! Der Staat bedarf doch immer solcher Männer, die der zerstörenden Jugend das Gleichgewicht halten. Alt als Mensch und als Mann.

Freylich ist er noch nicht allen Freuden der Jugend abgestorben; aber man hört doch schon in der Nähe die Stimme des tyrannischen Alters, welches so manche Freude der Jugend bey Todesstrafe verbiethet.

Die Liebe zu den Enkeln ist jetzt ganz an ihrem Platze Der flatterhaften Liebe hingegen, müßte es in

diesem Alter gefallen, wenn man ihr das: turpe senilis amor nachrufen würde.

Indeß darf er es nicht ganz bis zur Verabschiedung kommen lassen.

Der erfahrene 63jährige wird mit Recht von denen gesucht, die Rath bedürfen.

Weibliches Leben.

3½ (der erste Reflex der Zahl 7.)

Schon in diesem zarten Alter glaubt man in dem Kinde durchaus das Mädchen zu erkennen. Man gewahrt hier Weiblichkeit etwa so, wie man den erwarteten Aufgang der Luna, der Königinn feyerlicher Nächte, zuerst an ganz sanften, vorläufig noch gestaltlosen Schimmer gewahrt.

Diesem wird bald heller er Schein folgen, und endlich sie selbst, deren bescheidenes Licht, — immerdar den Glanz der Sterne duldend — einen eigentlich schöneren, dann von dem Fluche der Arbeit freyern Tag gibt, als die vielgepriesene, neidische Sonne!

Der Umstand, daß das Kindliche mehr mit der

Weiblichkeit zusammen stimmt, verhüthet allen Mißklang in dem Wesen der weiblichen Kinder.]

Eben dadurch hat die ganze Jugend der Weiblichkeit einen entschiedenen Vorzug vor der Jugend unsers Geschlechts. Dieß soll man bey Abwägung der Vorzüge beyder Geschlechter ja nicht übersehen.

7 das Mädchen, gegenüber 9 dem Knaben.

Das Mädchen von 7 Jahren steht dem Knaben von 9 Jahren gleich. Wie der Knabe dieses Alters sichtbar verwegener wird, eben so wird dieses Mädchen jetzt furchtsamer, und flieht daher die jungen Wagehälse. Es hat einen entschiedenen Gefallen an weiblichen Arbeiten und Beschäftigungen.

10½ das Mädch. gegenüber 13½ d. Knab.

Was bey dem Knaben das Mutiren der Stimme ist, zeigt sich bey dieser in der Singstimme.

Ihr häufigeres Erröthen gibt der Mutter Winke auf der Huth zu seyn; ihre ganze Aufmerksamkeit wird in Anspruch genommen.

Im Anzuge weiß sie schon oft manches besser als die Mutter. Wer hat ihr dieß gesagt, was will sie damit sagen?

Im Ganzen ist es eine sehr ungünstige Zeit für das Mädchen.

Wie man mit $3\frac{1}{2}$ leicht zu viel von diesem Mädchen hoffte, so fürchtet man jetzt, leicht zu viel von ihm.

14 das Mädch. gegenüber 18 dem Knaben.

Crisis der eintretenden Fruchtbarkeit, welche in dem doppelten Exponenten wurzelt.

Es fällt schwer, diesem Mädchen ein Geheimniß aus dem machen zu wollen, was ihr die Natur selbst sagt. Schwieriger beginnt der Beruf der erziehenden Mutter zu werden; alle ihre Sorgfalt und Weisheit wird von dem Zustande, in dem sich das Mädchen jetzt befindet, in Anspruch genommen. Vorbereitungs-Epoche für die künftige Bestimmung.

Die hohe Wichtigkeit derselben, in einem bescheidenen ernsten Vortrage entwickelt, wird ihre Wirkung auf das empfängliche Gemüth nicht verfehlen. Ausbildung der weiblichen Tugenden der Sanftmuth, Bescheidenheit erhöhen die sanften Reitze des Mädchens, und adeln ihr ganzes Wesen.

$17\frac{1}{2}$ gegenüber $22\frac{1}{2}$

Nun erscheint der köstlichste Moment des Lebens; es beginnt das schöne Spiel zwischen der reinen Jungfrau und dem reinen Jünglinge! Die Blüthenzeit tritt ein. Beyde erreichen in der Vollendung ihres Sehnens und Strebens ein Ziel, das für beyde das letzte ist, was die Menschheit erreichen kann.

21 gegenüber . 27

Die Jungfrau hat durch die Bewerbungen des Mannes für ihre unbestimmte Sehnsucht Richtung und Bestimmtheit erhalten, und sie fängt damit an, ihre strenge Verschlossenheit mit dem Anschließen an einem Manne zu verwechseln.

Es verschwindet das Flatterhafte, der bisherigen Liebe!

Die Aeltern stimmen ein!

$24\frac{1}{2}$ gegenüber $31\frac{1}{2}$

Zenith der Weiblichkeit. Hälfte des Lebens bis zum weiblichen Alter.

28 gegenüber 36

Beste Jahre des Weibes, nähmlich als solide

und erfahrene Gattinn, als Mutter der Kinder und als Hausfrau.

30½ gegenüber 40½

Ihre Erfahrung, ihre Welt- und Menschenkenntniß, der in ihr so ganz entfaltete Muttersinn, die Feinheit, mit welcher sie alle Fehler entdeckt und die Milde, mit welcher sie dieselben zu entschuldigen und mit welcher sie überall zu hoffen weiß, endlich selbst die Spuren der edlen Anstrengung und der mancherley Duldungen, die als nothwendige Folgen des angehenden Hausstandes und der Wochenbette für sie eintraten, das alles verschmilzt in ihr zu einem sehr anziehenden Ganzen. — Wer ein gutes Weib dieses Alters in seinem Hauswesen beobachtet, wird ihm leicht mit einer Freundschaft zugethan, die im Ganzen neue belebende Interessen in den Hausstand mit einflicht, wenn sie anders redlich dabey und offen zu Werke geht.

35 gegenüber 45.

Zweyter Eintritt in die öffentlichen Zirkel. Es werden die Töchter eingeführt. Die Mutter wird jetzt wohl die Artigkeiten, welche ihr junge Stutzer

um der Töchter willen machen, gehörig von denen zu unterscheiden wissen, die sich geradezu auf sie beziehen. — Indeß ist hier das letzte vollkommene Jahr im Geschlechte des Weibes. —

Alte Jungfrauschaft. — Die Hagestolzen.

Noch ist eine alte Jungfrau zu seyn nicht das Schlimmste, was man seyn kann. Der wirkliche Hagestolze *) steht weit hinter ihr.

38½ gegenüber 49½

Im Sinne der Männer ältlich. — Im Hauswesen heißt nun diese Frau schon die alte. — Das zweydeutige dieses Lobes kann als eine Feinheit unserer Sprache gelten, woran ich keine Schuld habe, und mir deßhalb die Hände wasche.

Die von dieser Frau angeordneten Feste zeichnen sich aus; denn sie vergafft sich nicht; sie übersieht keinen.

---

*) Nicht jeder Unverheirathete ist hagestolz. Schon die im Worte enthaltene Erklärung bezeichnet denjenigen als einen Hagestolzen, der so eingebildet auf sein Hage: d. h. auf Hof und Besitz war, daß er die nie finden konnte, welche ihm denselben zu theilen würdig schien.

Oft verwandelt sich in diesen Jahren die Schönheit, in anmuthsvolle Würde.

Die Venus erscheint als Juno.

42 gegenüber 54

Saitenspiel und Tanz verstummen allmählig. Dafür Unterstützung der Töchter im Hauswesen; dafür wieder, Achtung und Wohlstand, welche den Mann erfreuen, die Frau entschädigen.

45 gegenüber 58½

Allerdings Frau auf Jahren. Jetzt hilft kein Läugnen mehr. Der Griffel der Zeit fängt schon an auf der Gesichtstafel Linien zu ziehen.

Wenn in diesem Weibe die Liebe zum männlichen Geschlechte noch nicht erlischt, wohl gar frisch auflodert, so nimmt sie selbst männliche Natur an. In diesem Falle verliert ihre Liebe alles Zarte, ist auffordernd, und wirft sich leicht auf die rohere Seite unserer Natur.

49 gegenüber 63

Alt als Frau. Crisis der scheidenden Weiblichkeit. Freude an Schwiegersöhnen und Enkeln; die Fruchtbarkeit hat ihren Wendepunct erreicht.

Aus dieser dreyfachen Ansicht des Lebens: des Lebens in der Gattung, in dem Manne und im dem Weibe ergibt sich ein Resultat, das von keinem der Schriftsteller, die über ähnliche Gegenstände geschrieben, aus ihren Forschungen gewonnen wurde. Es fand sich nähmlich ein sehr wichtiger Ueberschuß an Jahren der Kraft, die Menschen verleben im Ganzen mehr Jahre der Kraft als der Schwäche.

Daß wir Feyertage haben, daß wir nebst den Kindern die Abgelebten und Schwachen ernähren können; daß verhältnißmäßig so viele Menschen den schönern Künsten und den ernsten Wissenschaften obliegen können, dieß alles ist bedingt durch diesen Ueberschuß. —

Auf dem ersten Blicke sollte man fast glauben, daß weit mehr Jahre der Schwäche verlebt würden, indem mehr als die Hälfte aller Gebornen auch nicht Eine Secunde der Kraft-Zeit verlebt.

Indeß wiegt Ein Mensch, der 60 Jahre — folglich gegen 18 Jahre der Schwäche, 42 in der Kraft und also 24 Jahre mehr in der Kraft lebte, auch schon 24 auf, die z. B. in dem ersten Jahre ihres Daseyns sterben.

Soll uns in diesen charakteristischen Umrissen der Versuch gelungen seyn, unseren aufgestellten Principien in der Anwendung Gültigkeit verschafft zu haben; soll es uns auch nur gelungen seyn, durch diesen Versuch wenigstens gezeigt zu haben, was aus einem Gegenstande der Untersuchung, wie der vorliegende, werden könnte, wenn er mit dem ganzen Aufwande der hiezu nöthigen Wissenschaften behandelt würde; — so habe ich doch in dieser Voraussetzung zum Mindesten den Wunsch erreicht, Winke für tüchtigere Arbeiter in diesem Fache gegeben, und eine Uebersicht des Ganzen verschafft zu haben, wornach ein umfassender Plan entworfen, dem Ganzen das Siegel der Vollendung aufgedrückt werden könne.

Und nun nähern wir uns einer andern Frage, die in natürlicher Verwandschaft mit den berührten Aufgaben steht, der Frage nämlich:

Wie verhält sich das männliche Geschlecht zum weiblichen, in Rücksicht der Zahl? oder: entstehen oder werden geboren mehr Knaben als Mädchen, oder umgekehrt mehr Mädchen als Knaben, und in welchem Verhältniß? —

Gedanken und Betrachtungen
über das wunderbare
Zahlenverhältniß in beyden Geschlechtern.

Unter allen Geheimnissen der Natur ist das der Zeugung das höchste. Es ist eine fortdauernde Schöpfung, eine beständige Wiederhohlung des ersten Schöpfungs-Actes des göttlichen Wortes: Werde.

Aber in diesem Geheimniß liegt ein zweyfaches Wunder, erstens, daß ein neues Wesen aus der unsichtbaren Welt in die sichtbare eintritt, zweytens aber, daß dieses Werden und Hervortreten in einem bestimmten und immer sich gleich bleibenden Verhältnisse in Beziehung auf die Erhaltung der Gattung geschieht, oder mit a. W., daß die Schöpfung des Menschen immerfort in zwey Formen, der männlichen und der weiblichen, und diese wieder in einem fest stehenden ungestörten Zahlenverhält-

nisse beyder zu einander, was die Gleichzahl beyder Geschlechter hervorbringt, geschieht. — Ein Gegenstand, der gewiß unsere größte Aufmerksamkeit verdient, und den wir hier, einer genauern Untersuchung unterwerfen wollen.

Schon in den ältesten Zeiten wurde dieß Verhältniß bemerkt und angenommen. Ja, die älteste Urkunde des Menschengeschlechts spricht es klar und bestimmt aus:

»Gott schuf den Menschen, und zwar Einen männlichen und Einen weiblichen.« — Die Monogamie, die sich offenbar hierauf gründet, war Sitte und Gesetz der Urwelt, der Patriarchen des hohen Alterthums. — Aber wir finden nirgends Spuren, daß die Alten hierüber genaue Untersuchungen angestellt hätten, so wie überhaupt alle statistischen Berechnungen ihnen fremd waren, und ein Eigenthum und Vorzug der neuern Zeit

Erst in der neuesten Zeit hat man versucht de Sache mehr auf den Grund zu kommen. Der erste war der Engländer Arbuthnot, Leibarzt der Königinn Anna, welcher im Jahre 1712 eine Abhandlung in den Philosophical Transactions Vol. 27,

bekannt machte, worin er aus den jährlichen Geburts-Listen der Stadt London darthut, daß ein immer bestimmtes Verhältniß der männlichen Geburten zu den weiblichen, und zwar ein Ueberschuß der ersteren über die letzteren Statt finde, und daß dieß nicht eine Sache des Zufalls seyn könne, welches er mathematisch beweiset, sondern ein Beweis einer fortdauernden göttlichen Vorsehung sey.

Ihm folgte Gravesand, welcher einen Brief hierüber an Nieuventytt mittheilte, den dieser mit mehreren Bemerkungen in seinem Werke »Rechter Gebrauch der Weltbetrachtung« (1747.) bekannt machte.

Das meiste Verdienst aber hat sich der würdige Süßmilch, Probst zu Berlin, und Mitglied der Akademie der Wissenschaften erworben, der durch eine Menge mühsamer Berechnungen und Vergleichungen endlich entdeckte, daß ein bestimmtes Gesetz hierbey zum Grunde liege, nähmlich das Verhältniß von 21 männlichen zu 20 weiblichen Geburten *).

---

*) Süßmilch die göttliche Ordnung ꝛc. 3 Bände 1775.

Dieß ist auch seitdem allgemein angenommen und bestätigt befunden worden.

Allgemeinheit des Gesetzes über den ganzen Erdkreis.

Aber es gab noch immer, und bis auf den heutigen Tag, einige, welche glaubten, daß dieses Gesetz nicht dem ganzen Menschengeschlechte eigen sey, sondern nach den Klimaten Ausnahmen erleide, und daß in den heißen Gegenden ein bedeutender Ueberschuß von weiblichen Geburten Statt finde. Dieß war aber bloß eine Vermuthung, die sich theils auf die dort beobachtete Polygamie, theils auf einige Reisebemerkungen, besonders Niebuhrs, und Bruce's, theils auf irrige Voraussetzungen gründete. Aber es ist nicht schwer, den Ungrund aller dieser Beweise darzuthun. Denn einmahl, die Polygamie ist offenbar nur Sache des Luxus, die große Masse des Volkes begnügt sich mit einer Frau *). Die auch im

*) Wollte man diese Beweisart gelten lassen, so könnte man mit eben dem Rechte die Vielmännerey, die in Tibet und einigen anderen Ländern herrscht, als Beweis ansehen, daß in diesen Ländern mehr Knaben geboren würden, was doch keineswegs der Fall ist.

Orient entstandene jüdische und christliche Religion gebiethen Monogamie und der göttliche Stifter den letztern beruft sich dabey ausdrücklich auf das von Gott bey der Schöpfung gesetzte Einheitsverhältniß beyder Geschlechter. Matth. 19. 4. Ferner die Nachrichten, die uns die Reisenden, Niebuhr und Bruce, darüber geben, besagen weiter nichts, als daß sie mehr Weiber in Verhältniß der Männer beobachtet, und in einzelnen Familien mehr weibliche als männliche Individuen gefunden haben. Aber es kommt uns nicht auf das Verhältniß der Lebenden, sondern der Gebornen an, worüber in nicht christlichen Ländern Verzeichnisse existiren, und, was die Lebenden betrifft, so vergißt man, daß die meisten Weiber des Harems aus gekauften Sclavinnen bestehen, also aus andern Ländern herbey geführte sind.

Ja man ist aus Vorliebe für diese Meinung so weit gegangen, so gar anzunehmen, daß eben die durch Wohllust in den südlichen Gegenden hervor gebrachte Schwächung der Männer Ursache der mehreren weiblichen Geburten sey, und selbst der treffliche Forster ist dieser Meinung. Aber abgesehen, daß man fürwahr die Araber und Neger nicht für

schwache Männ[illegible] halten kann, so brauchen wir nicht erst nach Arabien zu gehen, um hierüber Erfahrungen zu sammeln. Wir finden auch in unsern Gegenden Beyspiele genug von solchen durch Wohllust äußerst entnervten Männern, wo dennoch durchaus kein Einfluß auf die Hervorbringung weiblicher Geburten bemerkbar ist. Es sind mir Beyspiele genug bekannt, wo das Gegentheil erfolgte. Ja ich habe eins beobachtet, wo ein solcher Mann anfangs nur Mädchen zeugte und erst als er älter und noch schwächer geworden war, folgten die Knaben und zwar vier nach einander. Es ist ein bloßes Vorurtheil und durch nichts erwiesen, daß die Hervorbringung weiblicher Geburten ein Produkt geringerer Kraft sey als die der männlichen.

Die Hauptsache aber ist, daß wir jetzt bestimmte faktische Beweise besitzen, daß das Verhältniß der Geschlechter bey der Geburt auch in den andern Welttheilen dasselbe ist wie bey uns.

Porter, englischer Gesandte bey der Pforte berichtet, daß er nach genauen Erkundigungen gefunden habe, daß das Vorgeben, als würden im Orient

mehr Mädchen als Knaben geboren, eine Erdichtung der Reisenden, und durchaus nicht in der Wahrheit gegründet sey. Sie wären zu dieser Meinung durch die zahlreichen Harems der Reichen verleitet worden, diese beständen aber weit mehr aus ausländischen, gekauften Sclavinnen. — Auch fügt er die Bemerkung bey, daß es durchaus irrig sey, wenn man glaube, daß durch die Polygamie die Bevölkerung vermehrt werde. Er habe sich genau nach den Familien den Vielbeweibten erkundigt und gefunden, daß sie gewöhnlich nicht mehr als 3 bis 6 Kinder hatten.

Von China meldet der Pater Parrenin in einem Briefe an Mairan, daß er darüber bey andern Chinesen Erkundigungen angestellt habe, welche ihm versichert, die Zahl der Geschlechter sey gleich.

Aber nur erst seit dem das Christenthum in den entferntesten Weltgegenden eingeführt worden, ist man durch die Taufe aller Neugebornen und die damit verbundene Führung ordentlicher Taufregister in den Stand gesetzt, genaue und sichere Nachrichten über dieses Verhältniß zu erhalten. So haben wir von der Mission zu Tranquebar eine Uebersicht von 17 Jahren vor uns, wo sowohl die Geburten der

Europäer als der Indianer genau aufgezeichnet sind, und wo das Verhältniß bey den Eingebornen auf das genaueste mit dem aufgestellten Grundsatze zusammen trifft, nähmlich bey den Europäern 156 Knaben auf 141 Mädchen; bey den Indianern 914 auf 857 Mädchen.

Von der Mission zu Calcutta gibt das vierjährige Register 1290 Knaben, 1240 Mädchen, von fast lauter Tamulischen Aeltern also genau das Verhältniß von 26 : 25.

In Batavia wurden im Jahre 1748 gezählt: Kinder unter 14 Jahren:

bey den Chinesen	1063	Knaben	896	Mädchen.
» » Malayen	203	»	201	»
» » Maccasaren	691	»	599	»
» » Javanern	3949	»	3860	»
	5906	»	5556	»

Aber das allerentscheidenste Zeugniß ist das, was Humbold ausspricht, der Reisende, dessen Scharfblick nichts entgeht, was zur Aufklärung der Natur und des Menschengeschlechts dienen kann. Durch sein Zeugniß ist die Sache nun völlig außer allem Zweifel gesetzt.

Er sagt in dem Essai politique sur la nouvelle Espagne: »Wahrscheinlich ist es der Anblick der großen Städte, der die falsche Idee veranlaßt hat, daß in den heißen Klimaten und folglich in allen übrigen Gegenden der heißen Zone mehr Mädchen als Knaben geboren würden. Die Register, welche ich habe untersuchen können, gaben ein ganz entgegen gesetztes Resultat. In der Hauptstadt Mexiko wurden in dem Zeitraum von 5 Jahren von 1797 — 1802 geboren:

Im Kirchspiel:	Knaben	Mädchen
Sagnamo	3705	3603
Sancta Cruz	1274	1167

»Zu Panuco und Ygnala, zwei Orten, die in einem brennend heißen und sehr ungesunden Klima liegen gab es in 9 Jahren nach einander kein einziges, wo nicht die männlichen Geburten die weiblichen übertroffen hätten.«

»Im Ganzen scheint mir das Verhältniß der männlichen Geburten zu den weiblichen in Neu-Spanien wie 100 zu 97, welches noch einen Ueberschuß der männlichen gegen Frankreich gibt, wo das Verhältniß ist, wie 100 zu 96.«

Nicht ohne Interesse schien es mir zu seyn, auch den israelitischen Menschen-Stamm, als einen der merkwürdigsten und isolirt gebliebenen Ueberreste der alten Patriarchen-Welt und des Orients, dieser Untersuchung zu unterwerfen, und es fand sich, daß von 893 Geburten, die in einer Reihe von 16 Jahren in einer norddeutschen Stadt erfolgt waren, 528 männliche und 365 weibliche gewesen waren; also ein sehr auffallender Ueberschuß des männlichen Geschlechts über das weibliche, wie 25 zu 12 — vielleicht eine Eigenthümlichkeit dieses Volks, das so viele Eigenthümlichkeiten hat? —

Es sollte also billig nicht mehr die Rede von jener Fabel des Ueberschusses des weiblichen Geschlechts über das männliche in den heißen Klimaten seyn, und die Sache kann nun als entschieden angesehen werden, daß es nur ein Gesetz der Natur, nähmlich das des Verhältnisses von

21 zu 20; (50 : 48½; oder 25 : 24)

oder der völligen Gleichheit beyder Geschlechter, über die ganze Erde, gibt.

Denn eben dieser Ueberschuß des männlichen bey der Geburt dient nur dazu, die vollkommene

Gleichheit nach den Jahren der Mannbarkeit herzustellen. Es hat sich nämlich gefunden, daß bis zu dem 14ten Jahre mehr Knaben als Mädchen sterben, so daß bis dahin der Ueberschuß der Lebenden männlichen Geschlechts völlig gehoben ist. Nicht also, wie einige gemeint haben, daß die Ueberzahl des männlichen auf größere Lebensgefahr in ihrem künftigen Beruf berechnet wäre, sondern darauf, daß in der That in der Kindheit und ersten Entwicklungsperiode eine größere Sterblichkeit in der Natur und Organisation des männlichen Geschlechts liegt, wovon die Ursache die größere Vollkommenheit der Organisation, der zu ihrer Entwickelung nöthige größere Kraftaufwand der schaffenden Natur, die stärkere Spannung und heftigere Reaktion der Faser und die größere Entzündlichkeit seyn mag.

Ja, daß die größere Sterblichkeit des männlichen Geschlechts in der Entwicklungsperiode des Lebens schon in der ersten Organisation begründet sey, haben genaue Untersuchungen des Geschlechts-Verhältnisses todtgeborner, also zum Theil schon im Mutterleibe gestorbene Kinder dargethan, wo auch das männliche das Uebergewicht hat.

Vergleichende Blicke auf die Pflanzen- und Thierwelt.

Die große Frage ist nun: Wodurch wird es möglich, daß diese wunderbare Ordnung, bey allen Verschiedenheiten des Einzelnen, im Ganzen aufrecht erhalten wird; oder, was eben so viel heißt, daß das Gesetz in die Erscheinung eintritt? Was ist hier das Vermittelnde zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt? — Dieß sey der Gegenstand der jetzigen Untersuchung, gewiß der angestrengtesten Nachforschung würdig, nicht bloß seiner selbst wegen, sondern weil er uns über den noch immer so geheimnißvollen Zeugungsproceß überhaupt manche Aufklärungen hoffen läßt, bey dem man den Blick auf das Ganze noch zu sehr vergessen zu haben scheint.

Keine richtige Erklärung der Genesis des einzelnen Menschen ist möglich, ohne die Genesis des Menschengeschlechts im Ganzen mit in die Ansicht aufzunehmen, und diese wieder nicht ohne den Zeugungsproceß der ganzen organischen Natur.

Der einzig sichere Weg schien daher der, die Natur zu befragen, und zwar im möglichst ganzen Umfange, um zu sehen, wie sich das Verhältniß der Geschlechter in andern Reichen der Natur, durch alle Abstufungen der großen Kette organischer Wesen hindurch verhält. — Nur allein durch das Fragen der Natur und durch das Verstehen ihrer Sprache ist wahre Wissenschaft der Natur möglich, und dadurch wissen wir, was wir wissen.

Leider aber ist gerade dieser Gegenstand von den Naturforschern noch bis jetzt zu wenig beachtet worden, und wir finden nur unvollkommene und fragmentarische Nachrichten. Die lehrreichsten Notizen darüber verdanken wir einer sehr interessanten Schrift über das Schönheitsverhältniß beyder Geschlechter.

Bey den Pflanzen finden sich zwar alle Verhältnisse, von einem männlichen bis zu einem weiblichen an, bis zu Hunderten gegen Eins. Es scheint also im Pflanzenreiche der Ueberschuß des männlichen Geschlechts über das weibliche bey weiten das herrschende.

Auch ist es bemerkenswerth, daß auch in Absicht

der Größe und Vollkommenheit beyder Geschlechter das entgegengesetzte Verhältniß im Pflanzenreich gegen das Thierreich Statt zu finden scheine. Die weibliche Pflanze ist in der Regel größer und schöner als die männliche.

Doch ist dieses nur der Fall bey den nicht getrennten Geschlechtern, die hier weniger bewiesen und von denen hier eigentlich nicht die Rede seyn kann, da sie in einem Individuum vereinigt sind, und also die Erhaltung der Gattung nicht auf entfernte Faktoren beruhet. Wichtiger für unsere Untersuchung sind die Pflanzen mit getrennten Geschlechtern, welche mehr Analogie mit den Thieren haben. Aber auch hier finden wir ein Uebergewicht des männlichen Geschlechts über das Weibliche. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß auf einem Hanffelde mehr männliche als weibliche Pflanzen aufgehen. Auch bey den Weiden und Pappelarten findet man weit mehr männliche als weibliche.

Bey den Würmern ist es noch häufig der Fall, daß, wie bey den Pflanzen beyde Geschlechter in einem Individuum vereiniget sind; doch begatten sie sich nicht selbst, sondern zwey Individuen begat-

ten sich zu gleicher Zeit männlich und weiblich. Bey den Eingeweidewürmern sind zwey Ordnungen mit getrennten Geschlechtern, und in diesen findet man ein unendliches Uebergewicht der Weibchen über die Männchen. Ja von einer Art Oxyuris hat bis jetzt noch niemand ein Männchen entdeckt.

Bei den Insekten scheint im Ganzen das männliche Geschlecht obzuwalten, obgleich auch hier große Verschiedenheit angetroffen wird. Bey den Bienen kommt zwar nur Ein Weibchen gegen viele Männchen hervor; aber alle die sogenannten Zwitter oder Arbeits-Bienen sind unentwickelte Weibchen, und unter gewissen Umständen könnte jede entwickelt und Königinn werden. Bey den Ameisen sind auch die sogenannten Zwitter oder Amazonen unentwickelte Weibchen.

Bey den Fischen soll zwar nach Bloch das männliche Geschlecht häufiger seyn; aber man muß bedenken, daß hier gar keine eigentliche Begattung statt findet, sondern das Weibchen eine unendliche Menge Eyer von sich gibt, die nachher erst das Männchen befruchtet, folglich auch hier der Ueberschuß, wenigstens ein Produkt auf Seiten des weiblichen Theiles ist. Auch berichtet Staunton (Reise

nach China), daß die Robbenfänger, die ihre Beobachtungen von vielen Tausenden hernehmen, immer 30 Weibchen auf 1 Männchen rechnen.

Ueber die Amphibien hat man in dieser Hinsicht wenig Nachrichten. Nur bey der gemeinen Eidechse (lacerta agilis) hat man die Ueberzeugung, daß das männliche Geschlecht weit seltener vorkommt, als das weibliche.

Bey den Vögeln hat das weibliche Geschlecht entschieden das Uebergewicht über das männliche, und von den Eyern sind gewöhnlich zwey Drittheile weiblich. Doch finden wir hier schon einzelne Beyspiele von Monogamie, die jedoch andere Ursachen haben können, als die absolute Gleichheit der Geschlechter.

Bey den Säugethieren findet sich bey weitem am häufigsten Vielweiberey; auf 30, 40 weiblichen Geschlechts ist Eines männlichen Geschlechts hinreichend. Daher sich schon mit Recht schließen läßt, daß eine größere Anzahl weiblicher geboren werde.

Doch scheint, daß, je vollkommner die Thiere werden, und je mehr sie sich den monogamischen

nähern, desto mehr das männliche Geschlecht die Oberhand gewinnt. So z. B. bey den Pferden.

Es scheint also bey den Thieren im Allgemeinen ein Ueberschuß des weiblichen Geschlechts über das männliche Statt zu finden. Bey den Menschen allein findet sich beständig das Gegentheil, ein Ueberschuß des männlichen über das weibliche, welcher in der Folge die völlige Gleichheit der Geschlechter hervorbringt.

Neue Forschungen und Entdeckungen im Gebiethe des Menschengeschlechts.

Aber wir kommen nun zu dem Hauptgegenstande unserer Untersuchung. Wie ist es möglich, daß im Menschengeschlecht, bey den noch viel größeren Verschiedenheiten und Zufälligkeiten des Zeugungsprozesses im Einzelnen, bey dieser freyeren, durch keinen Instinkt gebundenen, der Zügellosigkeit, der Unnatur hingegebenen Gattung, dennoch diese wunderbare Gleichheit im Ganzen erhalten wird? —

Die Sache schien mir sowohl in Absicht ihres Einflusses als ihres Grundes von solcher Wichtigkeit,

daß ich mir vornahm, sie zum Gegenstande einer neuen sorgfältigen Untersuchung zu machen.

Ich beobachtete dabey folgenden Gang: Zuerst mußte untersucht werden: *Wo fängt zuerst an das Gesetz dieses so bestimmten Verhältnißes in die Erscheinung zu treten? Wo sind gleichsam die Elemente dieser wunderbaren Ordnung zu suchen.* — Von diesen einzelnen Elementen mußte nun stufenweise zum Ganzen fortgeschritten werden.

In den Individuen fand sich dieß Verhältniß offenbar nicht. Denn wir sehen ganze Familien, wo nichts wie Knaben; und wieder andere, wo nichts als Mädchen geboren werden, und fast nirgends eine, wo die Zahl beyder Geschlechter im gleichen Verhältnisse wäre.

Man muß demnach zur Vereinigung mehrerer Familien übergehen, Familien von 20, 30, 50 auf einem Punkt; zu kleinen Dörfern von 150 bis 300 Menschen. Aber auch hier findet man das nämliche Verhältniß wie bey einzelnen Familien. Manches Jahr werden in einem solchen Dorfe bloß Knaben geboren, manches Jahr bloß Mädchen. Ja zuweilen

einige Jahre nach einander nur Kinder von einerley Geschlecht. Rechnet man aber die Zahlen von 10 bis 15 Jahren zusammen, so wird man wieder das Grundverhältniß von 21 zu 20 auffinden.

Was sich bey kleinen Menschen-Congregationen alle 10 Jahre ereignet, das muß sich in größeren in kürzerem Zeitraume darstellen. Geburtslisten von Städten, welche 5000 Einwohner und darüber zählen, werden die Belege liefern, daß in den einzelnen Monaten eben so wenig, wie dort in einzelnen Jahren das Verhältniß zu finden sey; aber am Ende des Jahres, also in so viel Monathen, wie dort in Jahren das völlig richtige Verhältniß wieder hervor treten werde.

Bey größeren Städten von 50,000 Menschen findet sich das Verhältniß schon alle 4 Monathe, bey noch größeren von 100,000 Menschen alle Monathe; und bey noch größeren von 200,000 und darüber alle Wochen.

Was sich endlich bey Hunderttausenden in jeder Woche ereignet, geschieht vielleicht bey Millionen in einem Tage. — Und in der That! Die Listen von der Geburt eines Tages in einem Lande,

das von 10 Millionen Menschen bewohnt wird, bestättigen mit auffallender und Staunen erregender Genauigkeit diese Vermuthung. Trotz der Verschiedenheit der einzelnen Provinzen gab dieses Land an einem Tage die Liste von 587 männliche, und 556 weibliche Geburten; also auch wieder das Verhältniß wie 29 zu 27½; welches dem von 21 zu 20 sehr nahe kommt.

Gehen wir noch weiter, und nehmen an, daß etwa 1000 Millionen Menschen auf dem ganzen Erdboden leben, so würde sich, wenn man das Ganze überschauen könnte, wahrscheinlich finden, daß jeden Augenblick Ein Mensch männlichen und Einer weiblichen Geschlechts geboren würde, und wir ständen wieder vor dem Act der ersten Schöpfung, der sich jeden Augenblick wiederholt, und der auch männlich und weiblich zugleich war. *)

*) Wie nahe tritt uns hier die schöne Idee Platon's, daß immer ein ganzer Mensch, aber getrennt in zwey Hälften, der männlich- und weiblichen aus der Hand des Schöpfers hervorgehe, welche daher, erst wieder vereint, den ganzen Menschen darstellen, und daher ewig einander suchen und sich nach einander sehnen.

Genug, es ist entschieden, daß der Fortgang der Zeit das ausgleichet, was der Gegenwart an diesem Verhältniß fehlt, und daß eine gewisse Menschenmenge, die Zeit und der Ort, die geheimnißvollen Factoren sind, die diese Gleichheit hervorbringen und erhalten.

Folgerungen.

So weit die factischen Forschungen! — Das Gesetz ist gefunden und genau bestimmt. Es erfüllt uns mit Bewunderung und Staunen. Aber sind wir dadurch weiter gekommen in der Erklärung der Sache? — Wissen wir nun das Wie dieser Erscheinung? —

In sofern sind wir allerdings ihr näher gekommen, daß es dadurch nun außer allem Zweifel gesetzt ist, sie liege höher, als die Gesetze des individuellen Lebens, höher als die Gesetze der gewöhnlichen Physik und Physiologie, und es gebe eine höhere Ordnung der Dinge, die das Leben der Gattung regiert.

Hierher noch einige fragmentarische Bemerkungen.

Verschiedene Meinungen über die Ursachen der Geschlechtsverschiedenheit.

Man hat geglaubt, die Sache dadurch zu ergründen, wenn man die Ursachen der Geschlechtsverschiedenheit bey der individuellen Erzeugung entdeckte, und man hat große Mühe darauf verwendet, ja es sind einige so weit gegangen, zu glauben, man könne es dadurch dahin bringen, nach Willkühr Knaben und Mädchen zu erzeugen.

Wir wollen hier die vorzüglichsten Hypothesen durchgehen. Die älteste und gewöhnlichste Meinung war die, daß die Verschiedenheit des Geschlechts ihren Grund in der Duplicität der Geschlechtsorgane habe, und daß ein Testikel für die männliche, der andere für die weibliche Geschlechtserzeugung bestimmt sey. Dasselbe gelte auch von den Eyerstöcken bey dem weiblichen Geschlechte. Aber dieses ist durch häufige Versuche bey Menschen und Thieren hinlänglich widerlegt worden. Man hat nach einseitigen Kastrationen bey männlichen und weiblichen Subjekten, desgleichen nach Krankheiten, die eins von beyden Organen zerstörten, dennoch ohne Unterschied beyde Geschlechter erzeugt gesehen. Und selbst, wenn

diese gegründet wäre, so wäre ja damit noch nicht die Gleichheit der Produkte erklärt.

Eben so wenig kann die zweyte Meinung, die man zur Erklärung des Geschlechtsunterschiedes aufstellt, als statthaft angenommen werden: daß nämlich die Geschlechtsverschiedenheit des Produktes von der überwiegenden Reitzbarkeit und Kraft des männlichen oder weiblichen Theils der Erzeuger herrühre. Denn abgerechnet, daß dadurch das für die Erhaltung des Ganzen so wichtige, und auch in der Erscheinung so genau sich bewährende Gesetz wieder ein Spiel des Zufalls würde, widerlegt sie auch die Erfahrung hinlänglich, indem wir Ehen sehen, wo anfangs bey noch auffallend überwiegender Kraft des Mannes, nur Mädchen, und zuletzt bey schon erschöpfter Kraft und Gesundheit desselben noch eine ganze Reihe von männlichen Produkten zum Vorschein kommen. Auch würde dann die Entstehung der Zwillinge und Zwitter gar nicht erklärbar seyn.

Endlich hat man sogar angenommen, die Samenthierchen (Infusorien) seyen die ersten Keime der künftigen Geschöpfe, und in ihnen sey schon von eher die bestimmte Proportion beyder Geschlechter

zum voraus bestimmt und begründet. Aber wie läßt sich hieraus die Gleichheit der Produkte erklären, woher kommt es, daß von den unzähligen, bey jedem Zeugungsacte mitgetheilten, nur eben ein männliches oder ein weibliches zur Befruchtung kommt? Und dann den Verlust derselben bei nicht fruchtbaren Entleerungen.

Der treffliche Osiander, der scharfsinnige Forscher der Natur nimmt an, in welchem von beyden Geschlechtern bey der Zeugung die animalische Elektricität überwiegend sey, dessen Geschlecht werde auch hervorgebracht. Daher auch die Periode der monahtlichen Reinigung darauf Einfluß habe, und Kinder, gleich nach ihr erzeugt, gewöhnlich weibliche seyen. — Aber wenn dieß auch wirklich wäre, so wird dadurch die gleiche Proportion beyder Geschlechter nicht erklärt.

Dieß führt uns auf den Einfluß des Mondes und der Gestirne, den man auch zur Erklärung zugerufen. Es war natürlich, daß man, bey Unzulänglichkeit der individuellen und irdischen Ursachen, auf höhere cosmische Einflüsse verfiel, um so mehr, da wenigstens der Mond und sein Ciclus offenbar

in einem gewissen Verhältniß zur weiblichen Geschlechtsnatur und den Perioden der Menstruation und Schwangerschaft zu stehen scheine. — Aber genaue Beobachtungen haben durchaus nicht bestätigt, daß bey einer Mondphase mehr von dem einen, bei einer andern mehr von dem andern Geschlecht erzeugt würden. Auch würde dann eine gewisse regelmäßige Succession in dieser Erscheinung Statt finden. Ja sie würde ebenfalls dadurch der Willkühr unterworfen.

Aber es bedarf in der That keiner Widerlegung weder der bisherigen, noch aller zu erwartenden Hypothesen, das Phänomen der Gleichzahl aus solchen Ursachen zu erklären, die auf individueller Bestimmung und Willkühr beruhen, da man mit Gewißheit den Grundsatz aussprechen kann: Es kann nicht seyn. Etwas, worauf die Erhaltung der Gattung beruht, kann nicht individuellen Verhältnissen anvertraut seyn, wodurch es dem Zufall, ja bey Menschen der Willkühr, unterworfen würde. Was sollte wohl daraus werden, wenn der Geschlechtsunterschied von zufälligen und willkührlichen Bedingungen herrührte? — Nicht bloß individuelle und zeitliche

Rücksichten würden alle Augenblicke in die Ordnung der Natur eingreifen. Würde z. B. ein kriegerischer Staat es nicht bald dahin zu bringen suchen, daß noch ein Mahl so viel Knaben als Mädchen producirt würden? —

Nothwendige Trennung zweyer Fragen. — Wahrscheinliche Ursachen der Geschlechtsverschiedenheit.

Aber mich dünkt, man müsse wohl unterscheiden, die beyden Fragen: Was ist der Grund, daß bey der Zeugung zweyerley Geschlechter entstehen? und: Was ist der Grund, daß dieß immer in gleichen Verhältnissen geschieht? —

Was die erste Frage betrifft, so macht es wohl allerdings die Vergleichung mit den andern Thierklassen, nämlich der Eyerlegenden, sehr wahrscheinlich, daß der Grund in den Individuen, und zwar den weiblichen zu suchen ist, welches offenbar die Keime der künftigen Schöpfung, die Eyer, enthält. Bey den Fischen befruchtet nähmlich das männliche

Sperma eine Menge vom Weibe gegebener Eyer außerhalb des Leibes zugleich, und es entstehen verschiedene Geschlechter daraus, woraus offenbar erhellet, daß, da die lebenserregende Ursache der Same derselben ist, der Grund des verschiedenen Geschlechts im Ey selbst enthalten seyn, und also es zweyerley vorausgebildete Keime oder Eyer, männliche und weibliche geben müsse. Bey den Vögeln geschieht dasselbe. Auch die Säugethiere und der Mensch entstehet aus dem Ey, nur mit dem Unterschiede, daß es innerhalb des Mutterleibes sich entwickelt, und es ließe sich also wohl als das wahrscheinlichste annehmen, daß jedem Weibe ursprünglich eine gleiche Anzahl oder ein bestimmtes Verhältniß männlicher und weiblicher Eyerkeime gegeben ist. Daß dieß Verhältniß nicht in jedem zur Wirklichkeit kommt, ließe sich durch individuelle, ja selbst zufällige Ursachen erklären, welche in einem Subjekte nicht die männlichen, in dem andern nicht die weiblichen Keime, wenigstens nicht mit gehörigem Verhältniß, zur Vollendung keimen lassen. — Auch ließe sich immer noch denken, daß die qualitative Verschiedenheit manches männlichen

Sperma mehr die männlichen, manches mehr die weiblichen prädestinirten Eyer anspreche, und zum Daseyn hervorrufe.

Aber alles dieß zugegeben, so ist damit die zweyte Frage noch nicht erklärt: Wie geht es zu, daß die Zahl dieser zweyfachen Erscheinungen im Ganzen überall im gleichen Verhältniß bleibt?

Denn gesetzt auch, die Gleichheit oder das bestimmte Verhältniß ist jedem Individuum von der Schöpfung an gegeben, so sehen wir ja doch, daß es nicht in jedem Individuum zur Wirklichkeit kommt, daß es folglich durch eine Menge Ursachen verhindert werden kann, im Individuum hervor zu treten. Ja selbst in der Vereinigung mehrerer Individuen erscheint es nicht, wie sich in kleinen Orten gezeigt hat, wo im Verlauf eines ganzen Jahres, ja mehrerer Jahre, zuweilen nur Knaben, zuweilen nur Mädchen geboren werden, folglich ganze Jahre lang die Eyer eines Geschlechtes unbefruchtet oder unentwickelt blieben. Erst bey größeren Zahlen, von zwey und mehreren Hunderten tritt es hervor.

Man hat es nach den Gesetzen der Wahrschein-

lichkeit und des Zufalls zu berechnen gesucht, aber auch diese reichen hier nicht zu.

Denn es entsteht die Frage: wie wird man daraus erklären können, daß bey der unendlichen Verschiedenheit des Zufalls dennoch jeden Tag bey großen Summen die gleiche Zahl beyder Geschlechter geboren wird? und dann wieder bey kleinen Menschenmassen die Zahl nach Verlauf von 10 Jahren wieder ins gleiche Verhältniß tritt? — Auch haben schon der Engländer Arbuthnot und der Holländer Neuwentitt dieß weitläufig mathematisch auseinander gesetzt und den Ungrund klärlich dargethan. —

Ja, was noch mehr sagen will, auch das Ortsverhältniß kommt hier in Betracht: denn, wenn wir auch die im Voraus in der Anlage gegebene Gleichheit annehmen, so kommt ja diese Anlage nicht überall zur Wirklichkeit, und so könnte es ja geschehen, daß im Ganzen in einer Gegend doch mehr Knaben, in einer andern mehr Mädchen zum Daseyn kämen, wie wir auch in kleinen Orten wirklich sehen. Ja bey einer Generaltabelle von einem Tage wird in einer Gegend die doppelte Anzahl Knaben geboren, in einer andern die Hälfte weniger,

und wenn wir eine solche von jedem Augenblick von der ganzen Erde haben könnten, so würde vielleicht der Knabe in Europa und das Mädchen in Amerika geboren. — Woher kommt nun dem ungeachtet die gleichförmige Vertheilung beyder Geschlechter über den ganzen Erdboden, und auch wieder in jedem kleinen Orte, so daß am Ende die Zeit das Verhältniß herstellt? —

Selbst das Polaritätsgesetz, womit man jetzt in der Naturlehre so manchen Knoten zerhaut, wird uns hier nicht aushelfen. Denn ich frage: was haben wir damit gewonnen, wenn wir annehmen, daß die männliche Erzeugung auch immer ihren entgegengesetzten Pol, die weibliche, hervorruft. Bleibt nun nicht noch die Frage übrig: Wo? — — Und wie geht es zu, daß auch im Raum die gleiche Vertheilung der Geschlechter statt findet? —

Gränze für die weitere Untersuchung. — Nothwendigkeit der Annahme einer höher liegenden Ursache.

Fürwahr, hier sind dem menschlichen Denken seine Gränzen gesetzt, und wir müssen mit Demuth

und Anbethung ausrufen: Du hast uns gemacht, und nicht wir selbst! — Du schenktest uns einen Strahl deines Lichts, aber so wie das Geschöpf zu dem Schöpfer sich verhält, so verhält sich die menschliche Vernunft zu der göttlichen: — Und eben dadurch erhält sie das wahre Unterpfand ihres göttlichen Ursprungs, daß sie dieß einsieht, und daß sie erkennt, es gebe etwas Höheres als sie, es existire eine Unbegreiflichkeit.

Hier verschwindet in der That jeder Schatten von Nothwendigkeit, von diesem mit Recht angenommenen Grundgesetz der Natur; hier stoßen wir auf einen Punct, wo alle Naturgesetze, ja jede Möglichkeit derselben uns verlassen, und wo wir an eine höhere Ordnung der Dinge glauben müssen, in welcher die Endlichkeit an die Unendlichkeit gränzt, und in welcher jene geheime Macht fortwirkt, die unaufhörlich ihre Schöpfung trägt und erhält; an eine fortdauernde Schöpfung, wo das erste schöpferische Werde, was alles zum Daseyn rief, forttönt von Ewigkeit zu Ewigkeit, wo jeder Augenblick des Daseyns eines Wesens eine neue Schöpfung ist, und wo selbst die sogenannte Natur-

nothwendigkeit nicht mehr als todter Mechanismus erscheint, sondern als die unaufhörliche Offenbarung der Gottheit, ihres Willens und Daseyns, als die höchste Freyheit, in welcher sich die uns scheinbaren Beschränkungen zur höchsten Idee des All auflösen.

Das kindliche Gemüth nennt es: Die Vorsehung. — Gibt es wohl ein besseres Wort dafür?

Vereinigung der menschlichen Untersuchung mit der höheren Ansicht.

So wie es eine Nemesis in der moralischen Welt gibt, so gibt es auch ein geheimes Gesetz des Gleichgewichts in der physischen.

Es gibt eine höhere Ordnung der Dinge auch in der Natur. Hinter der sichtbaren lebt eine unsichtbare Welt, die sich durch jene offenbaret.

Allerdings können wir auf dieser Erdenrunde die Natur nur ergreifen, aber nie begreifen; nur das was von ihr in die Erscheinung tritt, sorgfältig auffassen, die Gesetze ihres Wirkens auffinden, daraus neue Combinationen, und daraus wieder neue Resultate und Schlüsse hervor bringen, die uns in

der Erkenntniß und Vollkommenheit des Lebens weiter bringen.

Dieser sinnlich empirische Weg bleibt ewig der einzige in der Naturkenntniß weiter zu kommen. Nur sollen wir uns hüthen in den Wahn zu verfallen, als sey nun auch gar nichts weiter vorhanden, als was sich uns sinnlich vorstellt, und als hätten wir das begrifen, was wir doch nur ergrifen hatten. Wir sollen nicht über das Sichtbare das Unsichtbare verlieren und durch die empirische Ansicht auch empirische Menschen werden. Nicht wähnen, es habe Gott die Welt nur Einmahl geschaffen, und seitdem gehe Alles nach einem mechanisch nothwendigen Gesetze von selbst so fort, sondern uns überzeugen, und davon durchdrungen werden, daß dieselbige ewige Kraft, die die Natur und ihre Gesetze aus Nichts ins Daseyn rief, immer dieselbe bleibt und immer fortfährt sie zu tragen und zu halten.

»In Gott und durch Gott allein leben, weben und sind wir!« — Verschiedene Stuffen der Schöpfung. — Die Natur ist eine fortdauernde Schöpfung. —

Das Werden der Dinge, oder, welches eben das heißt, das Hervortreten derselben aus der unsichtbaren Welt in die Sichtbarkeit geschieht in zwey Grundformen, durch die sich die Natur selbst in zwey Welten theilt.

In der Einen geschieht es durch das Zusammenwirken der allgemeinen Naturkräfte, wir nennen sie die unorganische Welt.

In der andern durch das Individuum und eine aus ihm geschehende Entwicklung, d. h. durch eine aus der größeren gebildeten, aber in sich selbst ein geschlossenes Ganzes ausmachende, ein inneres Einheits- und Selbsterhaltungsprinzip besitzende und sich selbst und ihres Gleichen reproduzirende kleine Welt. Wir nennen sie die organische Welt. Wir könnten sie eben so gut die individuelle nennen. Denn das Wesentliche derselben besteht darin, daß der Grund ihres Daseyns und ihrer Gestaltung nicht

Product des allgemeinen Naturlebens, sondern das Werk eines ihr eignen, selbstständigen, selbstthätigen und eigenthümlichen gestalteten Lebens des Individuums ist. — Folglich der erste Schritt zur Freyheit.

Nun aber zeigen sich uns mehrere und immer höher führende Stufen der Freyheit, welche eben so viel Hauptformen der organischen Wesen bilden.

Die niedrigste, noch festgewurzelt am Boden (sey er fest oder flüssig); ohne willkührliche Bewegung; die Geschlechter noch in einem Individuum vereint (Pflanzenwelt.)

Die zweite, höhere Stufe, Losgetrenntheit vom Boden, Freyheit der Ortsbewegung, willkührliche Bestimmung. Und hier die beyden Geschlechter getrennt in zwey Individuen. Der Gegensatz höher gesteigert, mit der individuellen Willkühr verbunden, aber der Zeugungsakt noch untergeordnet dem Gesetz des Instinkts, selbst der Zeit nach, an gewisse Zeiten gebunden. (Die Thierwelt)

Die dritte, höchste Stufe: Geistige Freyheit des Ichs, der Selbstbestimmung, Losgetrennt-

heit nicht bloß von der allgemeinen Naturnothwendigkeit, vom Boden, sondern auch von der individuellen organischen Natur vom thierischen Trieb und Instinkt: Uebertritt in eine höhere geistige Welt, der die Natur selbst untergeordnet ist: ja Freyheit nach höherer Selbstbestimmung bis zur Zerstörung des eigenen Ichs.

Hier also auch völlige Willkühr und Freyheit in Absicht des Zeugungsprozesses, Unterordnung desselben unter höher liegende Gesetze.

Der Mensch, ein neuer Abschnitt der Schöpfung, ein Wesen höherer Natur.

Mit dem Menschen fängt demnach ein ganz neuer Abschnitt in der Schöpfung an. Die höhere geistige Freyheit tritt in die Natur ein. — Somit auch ein ganz neues Verhältniß seiner Natur selbst, eine ganz andere Ordnung der Dinge. Selbst die Thierheit im Menschen ist nicht mehr wahre Thierheit, selbst seine Organisation ist auf jene höhere Welt des Geistes und der Freyheit berechnet, in die sich hineinleben seine eigene Bestimmung ist.

Der Mensch ist göttlichen Geschlechts, und auch sein physisches trägt diesen Charakter.

Dieß hat man, wie mir scheint, übersehen, wenn man den Menschen in der Natur als bloßen Naturgegenstand und Erdgebornen betrachtete und jene Rücksicht bloß dem Moralisten überließ. Aber auch der Naturforscher muß sie aufnehmen, sonst wird er selbst die physische Natur des Menschen nie richtig verstehen.

Naturbegründung und Heiligkeit der Ehe.

Nirgends zeigt sich dieß deutlicher als in dem Akte der Zeugung. Es ist bey dem Menschen ein Akt, der in die Ewigkeit in das höhere Geisterreich eingreift; durchaus nicht ein bloß animalischer Prozeß, wie im Thierreich.

Daher ist der Geschlechtstrieb im Menschen der Naturnothwendigkeit entzogen, nicht wie bey den Thieren an gewisse Zeiten und eine unwiderstehliche Art von Wuth (Brunst) gebunden, sondern immer vorhanden, immer zu befriedigen, aber durch gewisse natürliche Ausleerungen in beyden Geschlechtern, die nur bey Menschen bestehen, dem thierischen Gesetze der Nothwendigkeit entzogen und dadurch seine moralische Freyheit begründet.

Daher das Herabsinken des menschlichen Zeu-

gungs-Aktes zum gemischten Begattungs-Akt, gleich den Thieren, eine der größten Degradationen der menschlichen Natur ist, und zerstörend sowohl auf das einzelne als auf die Gattung wirkt. Alle Menschen gehen zu Grunde, die sich dieser Thierheit hingeben, und alle Völker, bezeuget die Geschichte, sind untergegangen, bey denen diese Thierheit herrschende Sitte wurde. Dieß und allgemeine Verkäuflichkeit sind immer die sichersten Vorbothen der Selbstauflösung und des Unterganges eines Staats.

Daher muß dieser Akt im Menschen geheiligt, auf höhere moralische Zwecke bezogen, ein unauflösliches Band zweyer Herzen, ein Gottesdienst werden, wenn er der Menschennatur würdig und für das Ganze ersprießlich werden soll. Genug er muß Ehe werden.

Und folglich ist die Ehe und ihre Heiligkeit keine Menschenerfindung, sondern in den tiefsten Gesetzen der menschlichen Natur begründet, und nur die eheliche Erzeugung eines Menschen ist eine wahrhaft eheliche Erzeugung, die dem Menschengeschlecht wahre, das heißt, durch älterliche Liebe entwickelte und sittlich gebildete Menschen gibt. Daher bleibt simultane Polygamie in

jeder Hinsicht barbarisch, weil sie dieses älterliche Verhältniß zerstört; wohl aber scheint die Gründung und Versorgung des Hauses successive Polygamie zu gestatten.

Die gewöhnliche Plusmacherey und finanzielle Staatsverwaltung, die alles, auch den Menschen, nur als Zahlen betrachtet, und nur die Menschenvermehrung, gleichviel ob auf rechtlichem oder unrechtlichen Wege befördert, vermehrt nicht die Menschen, sondern nur Thiere in Menschen-Gestalt! —

Dieses Gesetz der Gleichheit der Geschlechter ist also in dem Menschengeschlechte von sehr hoher Bedeutung. Bey den Thieren ist es genug, daß die Gattung erhalten werde, daher Ueberschuß des weiblichen, der Mutter. Bey dem Menschengeschlechte aber soll nicht bloß das Menschenthier, sondern auch der Gott im Menschen geboren und durch seine Zeugung eine neue Welt, die höhere, geistige, moralische, ein Reich Gottes auf Erden erschaffen und verwirklicht werden.

Dazu gehört Gleichheit der Geschlechter, ein Mann und eine Frau; d.i.

Monogamie; und es ist ein neuer Beweis der Göttlichkeit der christlichen Religion, die sie zum Religions-Akte und Gesetze machte. —

Durch sie allein erzeugt sich die höhere Liebe, die den Menschen veredelt, und die mit ihrer Sehnsucht bis in den Himmel reicht! —

Durch sie allein wird der zweyten Hälfte des Menschengeschlechts, der weiblichen, gleiches Recht und gleiche Würde zuerkannt, da es außerdem, wie alle polygamischen Völker zeigen, zum bloßen Werkzeug, zur Sclavinn herabsinkt!

Durch sie allein wird Enthaltsamkeit, Beschränkung des Triebes gebothen, und dadurch die wahre Menschenkraft, die geistige, moralische, am meisten geübt und gestärkt. Denn die höchste Kraft des Menschen ist Entsagung, Ueberwindung der Thierheit; und dieses Thierische in der Menschennatur so einzuschränken, daß es bloß Träger der höhern Natur sey, ist Aufgabe der Zucht, welche die Völker an sich selbst üben. Diese höhere Natur bedient sich hier der Uebermacht Aller gegen die Einzelnen, welche der thierischen Natur sich hingeben möchten, und

wenn auch die, welche im Volke herrschen, selbst nicht der thierischen Natur Abbruch thun wollen, so wüthet doch diese so sehr gegen alles fröhliche Gedeihen der Völker, daß schon die Noth die Regierenden zwingt, gegen das Thier in dem Menschen zu streiten. Erfahrung und Geschichte lehren uns, daß alle Völker der Erde, welche Monogamie, Heiligkeit der Ehe ehrten, die polygamischen überwanden, und die Ueberlegenheit des Europäers über die Völker der andern Welttheile muß zum Theil darin gesucht werden.

Und welche Völker der Erde sind wohl berufen, den Triumph der Humanität zu feyern, jene welche der Monogamie huldigen, oder diese, welche der Polygamie ergeben sind! Betrachten wie sie von Aufgange der Sonne bis zu ihrem Untergange, von den Chinesen bis zum Philadelpher! wo ist die größere Cultur des Geistes, die höhere Entwickelung des sittlichen Prinzips, die wahre Bildung des Menschen zum Menschen zu suchen, etwa bey den Völkern, die Vielweiberey treiben?! oder bey jenen welche die Ehe als heiliges Gesetz verehren?

Und was hier aus der Betrachtung des Lebens in Volksmassen resultirt, spricht sich an einzelnen In-

dividuen in gleichen Beziehungen aus. Die einzelnen Menschen, so lange sie vom Thier beherrscht dem wilden Trieben opfern, werden wieder geopfert. Jene höhere Natur, der Stempel des Göttlichen im Menschen, muß im Kampfe mit der ungezügelten Thierheit, sobald der Mensch die Stimme der Vernunft und des Gewissens nicht mehr hört und sich selbst aufgibt, unterliegen; er sinkt von Stufe zu Stufe und je mehr er schon gesunken, desto größer wird die Gewalt des Thieres über den Menschen, der endlich in der Dumpfheit seines Daseyns innerlich gänzlich verwildern muß. —

Vereinigung der Freyheit mit der Nothwendigkeit.

Endlich gibt uns diese Erfahrung ein schönes Bild, eine recht sichtbare Darstellung des großen Räthsels der Welt, der höchsten Aufgabe aller Philosophie: der Vereinigung der Freyheit mit der Nothwendigkeit. — Bey aller Freyheit des Individuums, bey aller scheinbaren Zufälligkeit des Zeugungsakts, ist doch derselbe einer höheren Ordnung der Dinge untergeordnet, die das Ganze nach der Bestimmung des Ganzen leitet,

so, daß die individuelle Freyheit, ohne, ja wider ihren Willen, den Zweck des Ganzen fördern muß und ohne es zu wissen, nach höheren uns unbekannten Gesetzen handelt.

Wir haben demnach aus unserer Untersuchung folgende höchst wichtige Resultate gewonnen:

1. Bey den Thieren hat in der Regel das weibliche Geschlecht in der Zahl ein bedeutendes Uebergewicht über das männliche.

2. Bey dem Menschengeschlechte allein steht das Gesetz fest, daß das männliche Geschlecht bey der Geburt einen kleinen Ueberschuß über das weibliche hat, der sich wie 21 zu 20 verhält, aber schon vor dem vierzehnten Jahre sich wieder aufhebt und die völlige Gleichheit der Geschlechter herstellt.

3. Dieses bestimmte Verhältniß ist über die ganze Erde verbreitet, und in allen Himmelsstrichen das nähmliche. Sonach auch die Gleichheit beyder Geschlechter, die darauf beruht.

4. Bey einzelnen Familien zeigt sich keine Spur davon.

5. Bey mehreren Familien die zusammen wohnen tritt es nach einer Reihe von 10 bis 15 Jahren hervor.

6. Bey Massen von 10,000 Menschen alle Jahre.

7. Bey Massen über 50,000 Menschen alle Monathe.

8. Bey Massen über 100,000 und darüber alle Wochen.

9. Bey 10 Millionen jeden Tag.

10. Die Ungleichheit in kleineren Zahlen der Gebornen wird durch die Zeit aufgehoben und in das Grundverhältniß verwandelt.

11. Dasselbe geschieht durch die größere Menge bey gleichzeitigen Geburten.

12. Es liegt also ein Gesetz zum Grunde, welches an Zeit und Raum zugleich gebunden ist. Denn ohne das letztere wäre die gleichmäßige Vertheilung beyder Geschlechter in jedem Puncte der Erde unmöglich.

13. Dieses Gesetz liegt höher als die Gesetze des individuellen Lebens, höher als die Gesetze der Erden-Physik. Es läßt sich weder aus diesen noch aus den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit erklären. Es gehört der Gattung an, und zeigt von einer höheren Ordnung der Dinge.

Ueber

Bevölkerung und Uebervölkerung der Länder.

Rasch ist die Natur in Vermehrung der Hungernden minder rasch in Vervielfältignng der Nahrung. Zwar fließen dem Neugebornen am mütterlichen Busen zwey liebliche Quellen, die mit Ungeduld den Gast erwarten; aber dem Jünglinge, dem Manne ist nicht immer das Mahl so bereit, und so überfließend. Er streckt die Hand aus nach des Baumes Frucht, aber eine andere verlangende Hand ist ihm schon zuvorgekommen; er jagt nach den Thieren des Waldes, aber Tage lang muß er hungern bis ein glücklicher Wurf ihm gelingt; er zähmt die Erde, aber es mehrt sich, wie die Familie, so die Heerde, daß es bald an Weide gebricht; er baut das Land und es belohnt seinen Fleiß mit vielfältiger Aernte; auch die Söhne finden Nahrung auf dem getheilten Acker, aber die Enkel auf dem wieder getheilten Acker darben. —

So herrscht ein stetes Streben der höher organisirten Geschöpfe, sich über

die, durch die bereit liegende Nahrung, beschriebenen Gränzen hinaus zu vermehren.

Schon Franklin machte die Bemerkung, daß die in das Unendliche gehende Zeugungskraft der Pflanzen und Thiere nur durch das Gedränge und den Kampf derselben um gehörige Nahrungsmittel in Schranken gehalten werde.

Es ist nicht unmöglich, sagt er, daß die ganze Erdoberfläche, wenn alle andere Pflanzengattungen untergingen, von einer einzigen bekleidet werden könnte; z. B. von Eichen oder Disteln; oder, daß wenn alle anderen Bewohner der Erde ausstürben, die ganze Erde binnen wenigen Menschenaltern von einer einzigen Nation bevölkert werden könnte; z. B. von Deutschen oder Franzosen.

Die unwidersprechliche Wahrheit dieser Behauptung liegt am Tag. —

Betrachten wir die Natur, wie sie allenthalben in den organisirten Reichen den Samen des Lebens mit verschwenderischer Hand ausstreuet, während sie

auf eine sparsame Weise die Nahrung den Lebenden anweiset. — Die Keime zwar, welche jährlich aus der Erde hervortreiben, vermöchten, wenn sie vollständig entwickelt würden, Millionen Welten in wenigen Jahrtausenden zu füllen. Aber der eiserne Zepter der Nothwendigkeit zeichnet ihnen beengende Gränzen.

Diesem Gesetze der Nothwendigkeit unterligen die Geschlechter der Pflanzen, so wie der Thiere; aber auch der Mensch vermag durch keine Anstrengung der Vernunft diese Schranken niederzureißen.

Mit den Pflanzen und Thieren verhält sich die Sache ganz einfach. Da sie keine Besorgnisse hegen, ihren Nachkommen Nahrung zu verschaffen, so gehorchen sie unbedingt ihren Trieben, und befriedigen diese, so oft sie gereizt werden; was sich aber aus ihren gegenseitigen Vermischungen an überflüssigen Früchten erzeugt, geht zu Grunde aus Mangel an Raum und Nahrung.

Bey dem Menschengeschlechte aber sind die Folgen dieser hemmenden Ursachen bedenklicher und verwickelter. Der Trieb zur Fortpflanzung ist

nicht nur allein nicht minder thätig bey ihm, son-sondern, wie wir früher schon erinnert, er ist auch an keine bestimmte Jahrszeit wie bey den Thieren gebunden. Allein hier tritt die Vernunft dem Menschen entgegen und fragt ihn: ob er auch für die Wesen, die er in die Welt setzen will, den nöthigen Lebensunterhalt herbeyschaffen kann?! —

Gibt er dieser Anfrage der Vernunft kein Gehör, dann wird sich das menschliche Geschlecht weit über das Verhältniß hinaus vermehren, als die Menge der Nahrungsmittel es vermöchte, die lebenden Geschöpfe zu erhalten. —

Zweifelt er aber an seinem Vermögen, die Sprößlinge ernähren zu können, dann weicht er dieser Frage aus, und sucht auf unerlaubten Wegen seine Lust zu befriedigen.

Auf diese Weise wirkt offenbar die Schwierigkeit Nahrungsmittel herbeyzuschaffen als eine der Hauptursachen mit, die Vermehrung der Menschen im Allgemeinen oder die Uebervölkerung in gewisse Gränzen zu halten und einzuschließen, die nur durch das Verhältniß bestimmt werden können, in welchem sich

die Menschenmenge durch die Cultur des Bodens zu der erzeugten Masse der Nahrungsmittel befindet.

Daß aber das Streben über dieses Verhältniß hinaus in dem Gang der Bevölkerung liege, zeigt die Betrachtung der verschiedenen Völker der vergangenen Zeiten und der Gegenwart.

Und hier stellt sich unserer Untersuchung würdig, eine höchst interessante und wichtige Aufgabe in den Weg, die keinen andern Zweck hat als zu zeigen:

1.) in welchem Verhältnisse sich die Menschen vermehren würden, wenn sie durch keine Art von Hindernissen davon abgehalten würden, und

2) in welchem Verhältnisse dagegen die zu ihrer Nahrung dienenden Erzeugnisse der Erde zunehmen können, auch wenn wir den höchsten Culturs-grad des Bodens annehmen wollten.

Ein einziges Beyspiel soll hinreichen, diese beyden Verhältnisse aufzuhellen und ihre Gegenseitigkeit fest zu setzen.

In den vereinigten Staaten von Nord-Amerika, wo man bisher die Nahrungsmittel auf leichtere Art verschaffen konnte, wo die Sitten reiner, und die Hindernisse der frühzeitigen ehelichen Verbindungen sel-

tener waren, als in irgend einem der europäischen Staaten, hat sich seit mehr als in 150 Jahren die Volksmenge in jeder Periode von 25 Jahren verdoppelt.

Diese Angabe ist durch die unbezweifeltsten Zeugnisse, die sich auf authentische Register der Volkszählungen stützen, constatirt. Ja, in den westlichen Provinzen geschah diese Verdoppelung der Volksmenge in weniger den je 25 Jahren; sie erfolgte beynahe alle 15 Jahre.

Wir können demnach sagen, und zwar mit Zuversicht, daß die Bevölkerung sich alle 25 Jahre verdoppele, und daß sie dem zu Folge in einer geometrischen Proportion fortschreite, wenn keine bedeutenden Hemmursachen dagegen einwirken.

Dieser Bevölkerungszunahme entspricht folgende Zahlen-Reihe:

1. 2. 4. 8. 16. 32. 64. 128. 265.

Es soll nähmlich angenommen werden, daß die Bevölkerung irgend eines Landes z. B. England, im gegenwärtigen Augenblick 11 Millionen Menschen betrage. Nach den ersten fünf und zwanzig Jahren wird sich diese Bevölkerung von 11 Millio-

nen verdoppelt haben, und der englische Boden demnach 22 Millionen zu ernähren haben. Nach abermahls fünf und zwanzig Jahren, würde die Volksmenge 44 Millionen betragen; und in der nächsten Periode von fünf und zwanzig Jahren hätte England 88 Millionen; und beym Schlusse des ersten Jahrhunderts stünden 176 Millionen Menschen auf demselben Fleck dieser Erde, wo vor hundert Jahren nur 11 Millionen Nahrung fanden.

Nehmen wir statt diesem Lande die ganze Erde; an Auswanderung wäre dann natürlich nicht zu denken. Geben wir ihr für den Augenblick 1000 Millionen Bewohner; so wird sich dasselbe fortschreitende Verhältniß in der Zunahme entwickeln, und am Ende des dritten Jahrhunderts eine Volksmasse die Erde beleben, die sich zum Lebensvorrath, (zu der Menge der Lebensmittel) verhalten würde: wie 4096 zu 13. d. h. 4096 Millionen Menschen sind da, die essen wollen; und es können nur 13 Millionen gespeiset werden; (die übrigen müßten zusehen!) Nach zwey Tausend Jahren aber müßte das Mißverhältniß beynahe ein Unendliches seyn.

Mit dieser fortschreitenden Zunahme der Men-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

schenmenge geht die Erzeugung der Lebensnahrung nicht gleichförmig. Denn hier geschieht eine Beschränkung auf den Ort, der die Nahrung liefert. Dieser kann und wird sich nicht vermehren, so wenig als unsere Erde an Umfang zunimmt. Was geschehen kann, beruht hier lediglich auf die Benutzung des Bodens, und der Wachsthum der Nahrungsmittel wird von dem Zustande abhängen, in dem sich der Acker oder das Stück Land befindet, der die Nahrung geben soll.

Wenn ein Acker nähmlich im Stande ist eine Familie von 8 Personen zu ernähren, so wird dieser Acker nach fünf und zwanzig Jahren 16 Personen ernähren müssen. Größer ist er aber nicht geworden, so muß ihm das, was der Nachwuchs der Familie braucht, durch einem erhöhten Culturzustand abgenommen werden. Es vergehen abermahl fünf und zwanzig Jahre; der Acker blieb sich am Umfange gleich. Jetzt sind aber statt 16 Personen 32 Menschen in der Familie, die alle dasselbe Stück Feld ernähren soll. Wird wohl jemand glauben können, daß nunmehr auch der Zuwachs der Menschen

von dem verbesserten Zustand, von dem erhöhten Cultursgrad des Ackers ernährt werden könne?!

Offenbar herrscht hier eine andere Weise, nach dem die Erträgniße des Bodens und sein fortschreitendes Verhältniß zu bestimmen und zu berechnen sind. Es muß eine andere progressive Zahlenreihe statt finden als die geometrische; denn sonst hätte die Welt das Schauspiel, einer in's Unendliche und regelmäßig fortschreitenden Volksvermehrung.

Offenbar ist es auch, daß die Erzeugung der Nahrungsmittel durch Verbesserung und allmählige Vervollkommung einem stetigen Gesetze folge, dem die arithmetische Progression auf die nachstehende Weise entspricht:

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9.

Vergleichen wir beyde Zahlenreihen mit einander so ergibt sich folgendes Schema, das für die Vermehrung der Menschen und der Nahrung den entsprechenden Kalkul gibt:

Verlauf									
der Menschen	1.	2.	4.	8.	16.	32.	64.	128.	265.
der Nahrung	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.

Wir gebrauchen um unsere Zahlen zu verstehen,

das vorige Beyspiel wieder, und nehmen an, daß ein Land z. B. England von 11 Millionen in diesem Augenblick bevölkert sey. Diese 11 Millionen werden alle zu leben haben, weil sich für 11 Millionen zugleich und alljährlich Lebensmittel erzeugen.

In den nächsten fünf und zwanzig Jahren sind 22 Millionen Menschen zu ernähren; dieß wird noch angehen, weil die Cultursbefähigung des Bodens während dieser Zeit auch um das Doppelte gewonnen hat.

Allein schon in der folgenden Periode (aus der Vergleichung der obigen unter einander gesetzten Zahlenreihe entdeckt sich der Unterschied von 4: 3.) zählt England 44 Millionen; sein Grund und Boden kann nicht mehr abwerfen selbst bey der angestrengtesten Arbeit und bey allem Aufwand an Kräften, als für 33 Millionen hinreichend ist; die überschüßigen zehen Millionen müßten offenbar Hungers sterben.

Die nachfolgende Periode gibt ein noch grausameres Verhältniß von 88 zu 44; hier wären auf der Insel noch vor Ablauf des ersten Jahrhunderts um die Hälfte zu viel Menschen, als da seyn sollten, um sich nur kümmerlich ernähren zu können.

So lange sich noch Raum auf der Erde findet, der culturfähig und nicht bewohnt ist, wird die Bevölkerung in gleichem Masse fortschreiten, wie wir solches in Amerika erlebt haben; und so kann und so wird es geschehen, daß die Bewohner der vereinigten Staaten endlich doch zu wenig Raum für ihre Mitbrüder finden und zuletzt gezwungen seyn werden, die wilden und in Wildnissen sich herumtreibenden Völkerstämme immer mehr und mehr in die Tiefe und gegen den eisigen Norden hinab zu drücken, bis diese endlich ganz aus der Geschichte der Erde verschwinden, nachdem man sie kaum kennen zu lernen Zeit gehabt hatte.

Es ist wahr, daß es sehr viele Strecken der Erdfläche gebe, die bisher noch unbebaut liegen; wir dürfen nur einen oberflächlichen Blick auf die beyden Hämisphären werfen. Selbst Europa, das sich schon hie und da zu beschweren anfängt, daß es bereits zu viele Menschen ernähren müsse, ist bey weitem nicht so bevölkert, als es seyn könnte, wo doch die beste Aussicht für die Arbeitenden ist, sich Nahrung zu verschaffen, da das Kolonisiren solcher unbebauten Strecken bey weitem nicht den Schwierigkeiten unter-

worfen ist, denen es in den der Cultur entfernten Länderstrichen meistentheils ausgesetzt ist und zu unterliegen pflegt.

Unsere zunächst liegende Frage, die sich aber von selbst beantwortet, ist diese:

Welches ist also das unmittelbare Hinderniß, der letzte Zaum, der die unverhältnißmäßige Volksvermehrung, die Uebervölkerung in Schranken hält? —

Der Mangel an Nahrungsmitteln, der sich durch die ungleich fortschreitende Vermehrung der Menschen, und bey diesen nothwendig erzeugen muß.

Jedoch ist dieser Mangel nicht immer das unmittelbare Hinderniß, der beständige Zaum, die übermäßige Volksvermehrung zu beschränken, und wirkt nur, in eigentlichen Fällen der Hungersnoth, beschränkend.

Es gibt noch andere wichtige Ursachen, die der Uebervölkerung von allen Seiten Abbruch thun und wesentlich dazu beytragen, das Gleichgewicht zwischen der Erzeugung der Menschen und der Nahrung herzustellen.

Dahin gehören alle physischen und moralischen Uebel, Krankheiten des Geistes und des Körpers, die immer eine frühzeitige Schwächung oder Auflösung des gesammten menschlichen Organismus herbeyführen. Krankheiten, denen der Mensch nicht bloß allein als Individuum unterliegt; sondern die das ganze Geschlecht, die Gattung, die Menschheit verfolgen. Sind Kriege etwas anders als große Krankheiten ganzer Völker, die früh oder spät in die Krisen treten, und entweder gesund daraus hervorkommen; oder todt, oder, was noch schlimmer, siech an Geist und Leib auf dem Kampfplatze übrig bleiben. Und ihre Folgen: Laster, Elend und Noth.

Daß diese auf direkte Weise der Volksvermehrung in den Weg treten, ist einleuchtend. Es gibt aber noch ein anderes beschränkendes Mittel, das auf eine zuvorkommende Art der Uebervölkerung entgegen arbeitet. Dieses, in so fern es von der Willkühr abhängig ist, kömmt dem Menschen zu, dessen Auge in die Zukunft sieht. Es ist ihm eigenthümlich. Ihm entgeht es nicht, daß er als Vater eine zahlreiche Familie der Noth und dem Elende Preis geben würde, wenn er entdeckt, daß

der Ertrag des Ackers kaum hinreichen werde, seine Person nothdürftig zu ernähren. Dieß gilt auch in Anwendung auf das Allgemeine. — Nun kommen bey der gegenwärtigen Einrichtung unseres gesellschaftlichen Zustandes noch eine Menge anderer Dinge in Betrachtung, die hier nicht übersehen werden dürfen. Ob man, wenn man sich verheirathet, den bisherigen Rang, das bisherige Ansehen in der Gesellschaft ferner behaupten könne; ob, wenn man auch noch so arbeitslustig ist, sich gehörig Gelegenheit zu so viel Arbeit finde, daß eine Familie dadurch erhalten werden könne; ob man auch im Stande seyn werde, seinen Kindern dieselbe gute Erziehung, die man selbst genossen, ertheilen zu lassen; ob man gesichert sey, auch bey der größten Anstrengung seine Lieben vor Noth und schmerzlichem Elend, und der damit verbundenen Verachtung zu verwahren; ob man von der traurigen Nothwendigkeit vollkommen geschützt sey, je den Unterhalt der Seinigen aus der knappen Hand der so genannten W o h l t h ä t i g k e i t zu empfangen.

Diese Betrachtungen, vernehmt sie, ihr jungen Leute, die ihr im Begriffe steht, ein Band zu knüpfen das euch wichtige Pflichten aufer-

legt; sie sollen euch zu reifen Ueberlegungen Anlaß geben, auf daß ihr euch, durch Liebeszauber verblendet, nicht in Verhältnisse stürzet, die ihr zu beweinen gerechte Ursache haben würdet! —

Wenn es viele unter den Menschen gibt, die sich daran nicht kehren, so wird es auch wieder viele geben, die vernünftiger sind, und nicht eher heirathen, bis dieser Stand des Lebens auch vollkommen gesichert ist.

Ohne Zweifel wirkt diese Enthaltsamkeit hemmend auf die Bevölkerung, wenn sie nicht Ausschweifungen hervor bringt. Geschieht dieß aber, dann liegen die daraus entspringenden Folgen am Tage. Regellose Vermischung der Geschlechter, wodurch der hohe, eigentliche Zweck, Erzielung der Kinder wegfällt, erniedrigt offenbar die Würde der menschlichen Natur. Beyde Geschlechter sind den nachtheiligen Folgen, die daraus entspringen, Preis gegeben; aber das Weib leidet noch mehr, der weibliche Charakter wird aufgehoben, ihre ganze Würde, die Anmuth und Zartheit des Geschlechts wird vernichtet. — Aber die Nemesis verfolgt diese unglücklichen Geschöpfe, bis sie das Schandvolle ihres Lebens durch

wahre Noth und das äußerste Elend abgestraft hat. Die großen wie die kleinen Städte liefern die sprechendsten Beweise.

Wenn nun ein allgemeines Sittenverderbniß alle Classen der Gesellschaft ergriffen, wenn widernatürliche Befriedigung der Geschlechtslust, alle sodomitischen Frevel an der Natur des Menschen verübt, müssen da nicht nothwendig alle Quellen des häuslichen Glückes vergiftet werden? — eheliche und elterliche Liebe muß ersterben, es wird keine Ältern mehr geben, die ihre theuersten Pflichten erfüllen, und sich der Erziehung und Ausbildung ihrer Kinder aufopfern; da wird die Tugend und mit ihr das Glück der Gesellgesellschaft abnehmen.

Wenn alle diese Uebel, welche die menschliche Gesellschaft heim zu suchen pflegen, dahin arbeiten, der Uebervölkerung zuvor zu kommen, so dürfen diejenigen nicht übersehen werden, welche ohne Verschulden derselben geraden Weges entgegen wirken. Dahin gehören alle ungesunden Beschäftigungen, allzuheftige Arbeit, mangelnder Schutz der Bedeckung und Wohnung, äußerste Dürftigkeit, armselige und schädliche Nahrung der Kinder, falsche

Behandlung; das Zusammenwohnen in großen Städten, in dumpfen Gemäuern, tiefen Gruben, endlich das ganze Heer gewöhnlicher sporadischer und epidemischer Krankheiten, Pest und Hungersnoth.

Resultate.

Aus dem bisher gesagten lassen sich folgende Schlußsätze folgern:

1. Die Volksmenge wird nothwendig beschränkt durch die Masse der Lebensmittel.

2. Die Volksmenge nimmt zu, sobald die Masse der Nahrungsmittel größer wird.

3. Die Volksmenge wird bey ihrem Streben zur Vermehrung, durch Enthaltsamkeit, Laster und Elend aller Art, zurückgedrängt und in Zaum gehalten.

Der erstern Behauptung glauben wir hinlängliche Beweiskräfte gegeben zu haben; die zweyte und dritte finden ihre Bestätigung in der folgenden Darstellung und Uebersicht der unmittelbaren Hindernisse der Volksvermehrung bey den wilden und kultivirten Völkern.

Beyspiele.

Bevölkerungszustand in Australien und an den Süd-Spitzen von Amerika.

Alle Reisenden, welche das Feuerland (Tierra del Fuego.) besucht haben, stellen die Bewohner dieses Landes einstimmig auf die unterste Stufe der Menschheit. Man denke sich eine Horde von Wilden, ausgehungert, zähneklappernd, von Ungeziefer halb aufgefressen, in eine der unwirthbarsten Gegenden des Erdbodens verbannt, die nicht einmahl so viel Erfindungsgabe besitzen, ihren Zustand nur einiger Maßen zu verbessern; das sind unsere Feuerländer.

Diesen kommen zunächst die Eingebornen von Van Diemens-Land. Von früh Morgens bis spät in den Abend sind sie im Aufsuchen einiger Nahrungsmittel begriffen; ihre Wälder liefern wenig oder gar keine Thiere, eßbare Kräuter finden sich nur sparsam. Es ist daher ihre Hauptbeschäftigung an den felsigen Ufern herum zu klettern nnd nach Fischen Jagd zu machen, die ihnen oft das stürmische Wetter vertreibt.

Man denke sich eine Horde Menschen, die selten fünf Schuh erreichen, deren Gliedmaßen klein und mager, deren Antlitz das Bild des äußersten Elendes ist, überhaupt ein furchtbares Gespenst des Hungers und der Wildheit. Symes, ein Reisender, fand an den Ufern dieses Landes mehrere dieser Elenden, die des Hungers allem Anscheine nach mußten gestorben seyn.

Dann folgen die Neuholländer. Auch diese Wilden erreichen keine besondere Größe, sie sind nicht wohl gebaut, ihre Gliedmaßen besonders dünn, welches der ärmlichen Nahrung zugeschrieben wird. Diejenigen welche am Ufer wohnen, erhalten ihr Leben fast einzig durch den Genuß von Fischen, wozu noch von Zeit zu Zeit große Würmer aushelfen müssen, die sich in dem dortigen Gummibaum aufhalten. Oft sind sie gezwungen, die höchsten Bäume zu ersteigen, um Honig zu suchen, oder ein fliegendes Eichhörnchen oder dgl. zu erhaschen. An genießbaren Kräutern ist der Boden außerordentlich arm. Sie suchen mit großer Emsigkeit das verfaulte Holz, und lesen aus demselben eine Gattung von ekelhaften Würmern heraus, die sie mit großem Ap-

petit verzehren. Diese Würmer nennen sie Cabro und ein ganzer Stamm nennt sich darnach Cabrogol.

Auch Ameisen, die sie zusammen quetschen, und mit den Eyern vermischen, dienen ihnen zur Nahrung.

In einem solch' armseligen Lande, wo man mit den heftigsten Anstrengungen sich kaum den nöthigsten Lebensunterhalt verschaffen kann, wird die Bevölkerung nur immer sehr geringe seyn können.

Dazu kommen noch die sonderbaren und barbarischen Gewohnheiten dieser Wilden, die grausame Behandlung der Weiber, die großen Schwierigkeiten die Kinder groß zu erhalten.

Das Vorspiel der Liebe beginnt in diesem Lande mit den brutalsten Gewaltthätigkeiten. Der Wilde wählt sich ein Mädchen aus einem anderen Stamme und zwar meistens einem feindlichen, lauert ihr auf, überfällt sie, begrüßt sie mit den ärgsten Schlägen, daß ihr Blut fließt, schleppt sie dann auf der Erde durch den Wald fort, um sie zu den Seinigen in Sicherheit zu bringen. — Die Vermischung der Geschlechter findet sehr frühzeitig statt, und die Ko-

Konisten dieses Erdtheils haben blutjunge Mädchen gesehen, die gemißbraucht worden sind.

Alle Weiber tragen Spuren dieser ersten Liebe an ihren Köpfen; und mehrere dieser Unglücklichen sind von den Kolonisten gesehen worden, die nicht einmahl im Stande waren, die Narben alle zu zählen. Dieser Zustand der Weiber ist in der That so gränzenlos elend, daß man sich bey dem Anblicke eines Mädchens, das an dem Rücken der Mutter hängt, des Gedankens nicht erwehren kann, wenn man das ihr bevorstehende Elend überdenkt, daß es Barmherzigkeit seyn würde, es augenblicklich umzubringen.

Weiber dieser Behandlung, besonders in der Zeit der Schwangerschaft ausgesetzt, müssen nothwendig unglücklichen Geburten unterworfen seyn.

Stirbt die Mutter eines Säuglings, so wird das hilflose Kind mit seiner Mutter lebendig begraben. Der Vater setzt das Kind selbst auf den Leichnahm der Mutter, und wirft einen Stein auf dasselbe, dann füllen die Zuschauer eilig das Grab.

Auch diese Sitte muß man unter die Ursachen zählen, welche die Bevölkerung hemmen. Sie be-

weist die große Schwierigkeit der Erhaltung, welche im Zustande der Wildheit mit der Erziehung der Kinder verknüpft ist.

Auch die unaufhörlichen Fehden dieser Wilden, Horde gegen Horde, ihre wilde, unversöhnliche Rachgier, welche sie zum hinterlistigen Morde und zu Vergießung unschuldigen Blutes treibt, der Rauch und Schmutz ihrer elenden Hütten, die schlimmen Hautkrankheiten, denen sie der elenden Lebensart wegen unterworfen sind, und dann vorzüglich eine häufige epidemische Krankheit, die den Blattern gleicht, und die größten Verheerungen anrichtet, müssen hier nicht übersehen werden.

Bevölkerungszustand der Eingebornen von Amerika.

Werfen wir unsere Blicke zunächst auf das weitläuftige Amerika, das zur Zeit der Entdeckung größtentheils von unabhängigen Horden bewohnt ward, die ihr Leben ungefähr wie die Neu-Holländer bloß durch das, was die Natur ohne alle Hülfe hervorbringt, erhielten. Ein fast ununterbrochener Wald bedeckte das Ganze, und both wenig

von den Früchten und genießbaren Pflanzen dar. Sie lebten bloß von Jagd und Fischerey.

Der Vortheil der Fischerey galt nur für die Bewohner der Ufer an Seen und Flüssen. Die Jäger brauchen aber zu ihrer Ernährung einen großen Bezirk. Jägervölker können, gleich Raubthieren, nur sehr dünne über den Erdboden verbreitet seyn.

»Ob das Glück der Menschheit durch die Fortschritte der Cultur gefördert worden sey oder nicht, haben verschiedene Philosophen einer Untersuchung werth gefunden. — Daß aber das weibliche Geschlecht der Verfeinerung der Sitten, jene glückliche Umwandlung seines Zustandes verdankt, dessen sich dieses Geschlecht in cultivirten Ländern zu erfreuen Ursache hat, ist außer allen Zweifel.« Es ist der Haupt-Charakter aller wilden rohen Völker, das weibliche Geschlecht zu verachten, zu erniedrigen und zu mißhandeln.

Auch hier bey den meisten amerikanischen Stämmen ist der Zustand des Weibes so ausnehmend elend, daß Knechtschaft ein viel zu gelinder Ausdruck ist, denselben zu bezeichnen. Das Weib ist

ihnen nicht mehr, als ein Lastthier. Während der Mann Tage lang müßig sitzt, ist das Weib zu unaufhörlicher Arbeit verdammt. Ja es gibt Gegenden in Amerika, wo dieser Zustand der Erniedrigung so unerträglich ist, daß Mütter ihre neu gebornen Töchter umgebracht haben, in der Absicht, ihnen ein elendes Leben zu ersparen, das sie zu solchem gränzenlosen Elende verdammen würde.

Diese Lage der Weiber muß nothwendig höchst nachtheilig auf das Geschäft der Schwangerschaft wirken, und die Ausschweifungen, welche ganz allgemein unter denselben, bevor sie verheirathet sind, statt finden, nebst der Sitte, die Früchte abzutreiben, welches ihnen selten mißlingt, machen sie natürlich noch weniger geschickt, in der Folge Mütter zu werden.

Polygamie schien unter den Amerikanern erlaubt gewesen zu seyn; allein diese Freyheit hob sich von selbst auf. Die Schwierigkeit nämlich Lebensmittel nur für eine Familie herbey zu schaffen, nöthigte bald mit einem Weibe vorlieb zu nehmen; daher fordert noch der Vater, ehe er seine Tochter dem Freywerber hingab, von diesem eine Probe sei-

ner Jagdgeschicklichkeit, d. h. von seiner Fähigkeit, eine Familie zu ernähren.

Die bisher aufgezählten Gewohnheiten, die Schwierigkeiten, die mit der Pflege und Versorgung der Kinder besonders in dem Zustande des Wildlebens, wobey eine große Anzahl derselben durch die Widerwärtigkeiten zu Grunde gehen müssen, sind ohne Zweifel ein mächtiger Damm gegen die Volksvermehrung.

Diese Lebensart versetzt die Eingebornen plötzlich in den größten Ueberfluß, und plötzlich auch wieder in den äußersten Mangel. Dadurch erzeugt sich eine unbesonnene Gefräßigkeit, die nach Umständen alsobald mit einem fürchterlichen Fasten abwechseln muß; in der einen Jahrszeit sind sie elend durch Hunger, in der anderen erkranken sie durch Ueberfüllung und die Folgen derselben. Dieser Wechsel rafft eine große Anzahl in der Blüthe der Jahre dahin. Man hat als ausgemacht gefunden, daß die mittlere Lebensdauer unter den Wilden kürzer ist, als in wohl eingerichteten cultivirten Staaten. Blattern und bösartige Fieber thun auch ihre Schuldig-

keit, und verwüsten die von Natur begünstigten Gegenden ungemein.

Unreinlichkeit, Schmutz und die verderbte Luft, versäumen auch das ihre nicht, besonders wenn in Wohnungen für einzelne Familien 100 bis 200 Menschen zusammengedrängt leben. Daraus entwickelt sich endlich ein Gestank, der abscheulicher und ärger ist, als der eines irgend bekannten Thieres.

Nun gerathen vollends diejenigen, welche den Gefahren der Kindheit und der Krankheit entkommen, unaufhörlich in die Unfälle des Krieges, und seine Beschwerden. Dieser ewig dauernde Zustand des Krieges unter diesen Horden hat einen solchen bestialischen und blutdürstigen Geist erzeugt, daß man den Amerikaner schon in dem Ausdrucke seiner Sprache erkennt. Die Irokesen sagen: »Auf, laßt uns das oder jenes Volk auffressen.«

Es haben die Urtheile über den Ursprung des Kanibalismus (Anthropophagie) einen weit sicheren und tiefern Grund, welche ihn von zufälligem äußersten Mangel herleiten, wenn gleich in der Folge die höchst gräßliche, die Menschheit schändende Sitte aus andern Gründen blieb. Das gro-

ße Geboth der Selbsterhaltung überwältigt selbst bey cultivirten Nationen jedes andere auch noch so vorherrschende Gefühl im Menschen; dieß bezeugen die Geschichten älterer und neuerer Zeit, und geben uns in den Vorfällen, die sich bey anhaltend belagerten Städten und Festungen ereigneten, manches schaudervolle Beispiele dieser Art.

Daß jedoch der Mensch viel ertragen, und daß der Mangel an Lebensmittel und das äußerste Elend ihn noch lange nicht zu solchen Schritten verleiten könne, seinen Mitbruder zu erschlagen, um sich von seinem Fleische zu ernähren, beweisen uns manche wilde Völker von Nord-Amerika, die sogar ihren Hunger mit einer gewissen Gattung Erde zu stillen pflegen.

Einen großen Antheil aber an der jetzigen Entvölkerung der von den Eingebohrnen bewohnten Länder Amerika's, hat die heftige Begierde der Indianer nach dem Genusse geistiger Getränke, die an Raserey gränzt, und alle Vorstellung übertrifft; dann sind die daraus entspringenden Folgen, die Trunkenheit, das Heer von Krankheiten, die geschwächte oder vernichtete Zeugungsfähigkeit dem

Gedeihen des menschlichen Organismus überaus nachtheilig, und greifen feindlich in die thierische Oekonomie ein. Daher ihre Muthlosigkeit, die geringere Kraft in Ausdauer großer Beschwerlichkeiten, ihr zusammen geschrumpfter Körper!

Auch hat die allgemeine Einführung des Feuergewehrs der Anzahl des Wildes großen Schaden zugefügt, und seine Abnahme sehr gefördert, wodurch die Masse der Nahrungsmittel im Allgemeinen nothwendig wieder mehr beschränkt, und mit dieser Beschränkung die Abnahme an Volk gleichen Schritt zu halten gezwungen werden mußte. Hierzu kommt noch, daß der Ackerbau bey den Eingebornen eher ab- als zugenommen habe, — und doch hat diese stuffenweise erfolgte Verringerung der Menschen nicht die Folge nach sich gezogen, daß dadurch irgend ein anderer indianischer Stamm in Ueberfluß versetzt worden wäre. — So tritt auch hier das Gleichgewicht zwischen den zu Ernährenden und den vorhandenen Nahrungsmitteln allmählig vor.

Bevölkerungszustand in verschiedenen Gegenden Afrika's.

Afrika ist in tausend kleine, unabhängige Staaten getheilt, und ihre Ländereyen schlecht bebaut. Park fand weitläufige Strecken des schönsten Landes ganz menschenleer. Die Ursachen aber werden begreiflich, wenn man die häufigen Kriege bedenkt, die wegen den unbedeutendsten Veranlassungen geführt werden.

Diese Kriege sind von doppelter Art, entweder offen und erklärt, oder heimlich; diese heißen Killi, und jene Tegria, und bestehen in heimlichen Ueberfall, im Plündern und Stehlen. Diese letztere Art ist gar häufig, und besonders nach vollbrachter Erndte an Tagesordnung. Jeder Geplünderte aber sucht sich zu rächen, so gut er kann. Die Unsicherheit des Eigenthums bey dieser steten Gefahr der Plünderung muß natürlich jede Art von Arbeit und Erwerb stören, und daher ist diese Menschenleere in allen Gränzgebiethen.

Dann behauptet Park mit Büffon übereinstimmend, daß die Lebenszeit der Neger, auch abgesehen von gewaltsamen Todesarten, von kurzer Dauer

sey. Mit 40 Jahren werden sie grau, und bekommen Runzeln im Gesicht; und nur wenige erreichen das fünf und fünfzigste Lebensjahr. Diese geringe Lebensdauer rührt ohnfehlbar von der allzufrühen Vermischung beyder Geschlechter und den Ausschweifungen in derselben her.

Polygamie ist unter den Negern allgemein gestattet. — Afrika ist von jeher der hauptsächlichste Sclavenmarkt gewesen. Der Verlust, den es auf diesem Wege erlitten hat, ist ohne Zweifel beträchtlich. Außer diesen Ursachen, welche die Volkszunahme in diesen Gegenden verhindern, tragen hier die vielen sich oft nach einander wiederhohlenden Mißjahre ungemein dazu bey, und dieß beweiset offenbar, daß die Volksmenge beständig durch die Menge der Nahrungsmittel bedingt werde.

Folgender Vorfall zeigt, welch dringender Mangel oft die armen Neger heimzusuchen pflegt. Während Parks Aufenthalt in Manding bemerkte er, daß jeden Abend fünf oder sechs Weiber nach des Mansa's Hause kamen, und eine Portion Getreide empfingen. »Siehst du jenen Knaben,« sprach Mansa, und wies auf einen artigen Buben

von fünf Jahren; »seine Mutter hat ihn mir verkauft für vierzigtägigen Unterhalt für sich und ihre Familie.«

Die beyden Haupt-Elemente der Volksvermehrung fehlen in diesem Lande gänzlich: Sicherheit des Eigenthums und Industrie sind nirgends zu finden, und es muß von selbst einleuchten, daß, wo diese nicht festgesetzt und eingeführt sind, eine größere Anzahl von Menschen in einem Lande der Barbarey das Elend nur noch vermehren müßte.

Wir werden in der Folge Gelegenheit haben, bestimmter uns über die Abnahme der Bevölkerung auszusprechen, in dem besonderen Falle, wo diese als eine Folge der Abnahme der Industrie und Cultur erscheint. Hier gibt uns einstweilen ein Theil von Afrika Anlaß, diese Erscheinung zu beobachten, Ägypten nähmlich. Wie blühend und volkreich dieses Land in den frühesten Zeiten gewesen, erzählen uns die Geschichtsbücher. Der gegenwärtige elende Zustand dieses Landes rührt nicht von der etwanigen verminderten Zeugungsfähigkeit der Bewohner, sondern von der Abnahme der Industrie her, und diese wieder von der Unsicherheit des Eigenthums.

In wie fern die energischen Anstrengungen seines jetzigen Beherrschers durch Ordnung, Handhabung der Gesetze, die das Eigenthum schützen, die Industrie zu beleben im Stande seyn werden, müssen die nächsten Generationen, unter ähnliche Beherrscher gestellt, erwarten. Was Jahrhunderte verdorben haben, können die Jahrzehenden nicht sobald gut machen. — Noch kämpft der gemeine Mann, der Bauer, mit der härtesten Noth in einem von der Natur so herrlich gesegnetem Lande. Elendes, geschmackloses Brod, ohne Sauerteig gemacht, einige rohe Zwiebeln und kaltes Wasser, daraus besteht seine ganze Nahrung. Fleischspeisen, die der Aegypter sehr liebt, kommen nur bey hohen Gelegenheiten, und selbst dann nur auf den Tischen der Reichen vor. Ihre Wohnungen bestehen in Erdhütten, wo ein Fremder vor Hitze und Rauch umkommen möchte, und wo die Unreinlichkeit, Feuchtigkeit und elende Nahrung oft verheerende Krankheiten anrichtet. Fälle von großer Hungersnoth sind nicht selten, und ein glaubwürdiger Reisende berichtet, daß er selbst gesehen habe, daß zwey hungernde Elende neben den Mauern des alten

Alexandria's über den Cadaver eines Kameels lagen, und sich mit den Hunden um das faulende Fleisch stritten.

Bevölkerungszustand in den verschiedenen Ländern von Asien.

Zoroaster, der persische Gesetzgeber, lehrte, verdienstliche Handlungen seyen: einen Baum pflanzen, das Feld bauen, und Kinder zeugen. —

Schon diese Lehre des Weisen deutet auf das wichtige Verhältniß der Nahrung zum Leben; und will vorzugsweise jene gesichert sehen, damit dieses gedeihen und erhalten werden könne. Daß die Perser diesen Wink ihres Gesetzgebers verstanden und geachtet haben, zeigen die glänzenden Blätter ihrer Geschichten. Auch dieses Land war volkreich und gut angebaut, hatte große prachtvolle Städte, wovon die Ruinen von Persepolis Zeugniß geben, war in einem blühenden Zustande.

Allein gewaltsame innere Zerrüttung hatten auch diese Quelle des Reichthums und des Wohlstandes, den Ackerbau zerstört. Es ist mit diesem schönen Lande, der Wiege der Menschheit, so weit gekommen, daß

das Verhältniß des wüste liegenden Landes zu dem angebauten wie 10 zu 1 ist; die Art, wie ferners die Beamten des Schah den Pachtern das Land überlassen, nicht geeignet, die Industrie wieder zu erwecken. —

Warum die Volksmenge in der Türkey nach dem Umfange und der Fruchtbarkeit seines Gebiethes so gering ist, liegt in dem Geiste seiner Regierung. Stete Unsicherheit des Eigenthums haben die Industrie in diesem Lande so herabgebracht, daß der Ertrag des Landes, mithin auch die Zahl der Einwohner immer mehr und mehr abnimmt und abnehmen muß.

Der Bauer hat allenthalben nichts, nur dünne Gerstenfladen, Linsen und einige Zwiebeln dienen zu seiner Nahrung, sein Getränk ist Wasser; meistens läßt er den Samen allerley Unkrauts unter dem Getreide, oft zum großen Nachtheile seiner Gesundheit; in manchen Gegenden nimmt er in schlechten Jahren seine Zuflucht zu Eicheln. Bey diesem Elende kann der Ackerbau nicht anders als in einer kläglichen Verfassung seyn. In den Gegenden, die den Einfällen der Barbaren ausgesetzt sind, muß

de Landmann mit bewaffneter Hand säen. Wenn in Konstantinopel Mangel ist, läßt man zehn Provinzen verhungern, um dorthin ihren Vorrath zu schaffen.

Eton zählt noch fünf Hauptursachen hinzu die auf die Abnahme des Volkes Einfluß haben.

1. Die Pest, wovon das Reich nie ganz frey bleibt.
2. Die fürchterlichen Verwirrungen, die die Pest begleiten, und zwar am meisten in Asien.
3. Epidemische und endemische Krankheiten, welche eben so heftig, wie die Pest wüthen.
4. Hungersnoth;
5. Und alle die Uebel, welche auf die Hungersnoth folgen, und eine große Sterblichkeit veranlassen.

Die Gesetze der Hindus eifern ungemein zu ehelichen Verbindungen an, und betrachten einen Sprößling männlichen Geschlechts als eine Person von hoher Wichtigkeit. Denn ein Mann, der einen Sohn erzeugt, ist Sieger über das ganze Volk; durch den Sohn des Sohnes aber genießt

er die Unsterblichkeit, und als Großvater gelangt er durch den Enkel in die sonnigen Regionen des Himmelreiches.»

Allein dieselben Gesetze erschweren denn wieder diese Verbindungen durch die strenge Weise, nach welcher die Wahl eines Weibes bestimmt wird. Der Mann kann lange unverehligt bleiben, bis er gerade eine Gattinn trifft, wie sie der Gesetzgeber fordert. Mädchen, welche zu wenig oder zu viel Hauptthaare haben, Mädchen, die zu geschwätzig sind, böse oder schlecht geformte Augen, einen übellautenden Nahmen, irgend eine Gattung von Krankheit, keinen Bruder haben, oder einen Vater, der nicht gut bekannt und im Rufe steht, alle diese Mädchen schließt das Gesetz von der Heirath aus. Sie müssen in Gestalt ohne Fehler seyn, einen wohl klingenden Nahmen tragen, anmuthig einherschreiten wie ein junger Elephant; ihr Haarwuchs und ihre Zahnreihe in schönem Verhältnisse zum übrigen Körper stehen, der vom ausnehmenden Reize überstrahlt seyn muß.

Allein diese Beschränkungen wären nicht hinreichend, ein von Natur sehr gesegnetes Land auf einen

so niedern Stand der Bevölkerung zu halten, wenn nicht einige Hindernisse einträten, die wir bey andern Völkern und Ländern zu beobachten Gelegenheit gefunden haben. Ein Jesuite erzählt, daß alle Jahre bey Tausend Kinder von ihm und seinen Brüdern getauft werden, und die man ihnen aus Furcht, sie nicht ernähren zu können, verkauft, um ihrer los zu werden.

An den Gränzen von Jurasure einem Bezirke, der zu Benares gehört, werden die weiblichen Nachkommen nach der Geburt umgebracht, oder man läßt sie Hungers sterben. Die Ursachen dieses grausamen Verfahrens gegen dieses Geschlecht, sind die unerschwinglichen Kosten, welche bey den Heirathen von den Aeltern der Mädchen müssen bestritten werden. Ein einziges Dorf hiervon macht eine Ausnahme, und dieß ist auch der einzige Ort in dieser Gegend, wo man alte Jungfrauen antrifft.

Die Nachrichten, welche wir über den Bevölkerungszustand in China haben, lauten so abenteuerlich und außerordentlich, daß der Leser der Versuchung nicht widerstehen kann, an der Wahrheit derselben zu zweifeln. Entweder rühren die Uebertrei-

bungen von der nicht so genauen Bekanntschaft mit der chinesischen Sprache her, um allen Irrungen zu begegnen, oder die Chineser betrogen die Reisenden absichtlich durch ihre Angaben aus Stolz oder dummer Eifersucht.

(Du Halde bringt 11 Millionen Familien in China auf, und ist in Stand, wenn er Kaiser wäre, mit 59 Millionen streitbaren Männern zu Feld zu ziehen. Bey diesem dürfte er nicht einmahl gewisse privilegirte Klassen belästigen; es könnten die Prinzen, die Adeligen, die Hofleute, die ausgedienten Soldaten, die Gelehrten und Studierenden, die Doctoren, Schreiber und Pfaffen, und alle jungen Leute, welche das zwanzigste Jahr noch nicht erreicht haben, ruhig zu Hause sitzen bleiben.)

Die Zahl der streitenden Mannschaft verhält sich in China zur übrigen Bevölkerung wie 1 zu 4; nach diesem Verhältnisse müßte die ganze Volksmenge 239 Millionen Köpfe betragen. Außer diesem gibt es in diesem Lande noch eine Menge von Sclaven.

China ist seit seinen frühesten uns bekannten Zeiten durch die außerordentliche Fruchtbarkeit des

Bodens berühmt gewesen, wozu die vortreffliche Lage dieses Landes in der wärmsten Zone des gemäßigten Klima — das Wesentlichste beytrug, und die Erzeugung der mancherley Nahrungsfrüchte ungemein beförderte.

Dann die große Aufmunterung, die seit Entstehung dieses Staates dem Ackerbau zu Theil geworden, wodurch die Masse der Volkskräfte diejenige Richtung gewonnen, welche es in den Stand setzen, die möglichst größte Erzeugung der Nahrungsmittel zu erzielen. Einer aus ihren berühmtesten Kaisern wurde vom Pfluge weggenommen, und auf den Thron gesetzt. Ein anderer führte die künstliche Bewässerung des Bodens ein, und erbaute Kanäle. Er schrieb sogar mehrere Bücher über den Ackerbau, und Landwirthschaft überhaupt. Viele andere aus ihren Kaisern gaben Gesetze, welche den Ackerbau betrafen und zu befördern den Zweck hatten. Doch keiner aus allen blieb dem Volke in so lebhaftem Andenken, als der Kaiser Ven — ti, welcher 179 Jahr vor Christi Geburt regierte. Dieser Fürst, nachdem er sein Land durch die vielen schrecklichen Kriege verwüstet sah, beschloß durch sein Bey=

spiel, das er seinen Unterthanen gab, indem er mit eigener Hand das um seinen Palast gelegne Land umpflügte, eine allgemeine Aufmunterung beym Volke zu erwecken, und seine Minister und Großen des Reiches mußten diesem Beyspiele zuerst folgen.

Das Andenken an diese edle Handlung wird in China alljährlich im Frühling durch eine große Feyerlichkeit begangen, und der Kaiser übt noch das Aufpflügen einiger Furchen von großen Ceremonien begleitet.

Beynahe alles Land des chinesischen Reiches ist den Erzeugnissen für Lebensnahrung gewidmet. Keine Wiesen gibt es hier, und nur ein wenig Viehweide. Die Felder werden nicht mit Sämereyen versehen, um das Vieh mit den Früchten zu ernähren. Die Straßen und Wege in China nehmen dem Feldbau wenig Land hinweg, da sie sehr schmal und durch Kanäle ersetzt sind. Hier findet man keine Gemeingründe oder Stücke Landes, die der Eigensinn großer Herren wüste und brach liegen läßt. Alles Land, was der Pflugschaar nicht widersteht, wird und ist Acker.

Zweymahlige Ernten belohnen den fleißigen

Arbeiter. Die Hofhaltung der Großen sind einfach, und entziehen nicht so viele taugliche Hände und Kräfte dem Feldbau. Selbst die Soldaten, wenn sie nicht in bestimmten Wachtzeiten Dienste leisten, verwenden ihre müßigen Kräfte auf die Kultur des Bodens. Dann müssen die außerordentlichen Aufmunterungen von Seite der Regierung nicht übersehen werden, womit sie zu ehelichen Verbindungen auffordert, und die Leichtigkeit, diese einzugehen; da das Land in lauter kleine Theile geschieden, den Eigenthümern durch die Sicherheit ihres Besitzes und Erwerbes die Erhaltung einer zahlreichen Familie durchgehends nicht erschweren. Diese Aufmunterungen haben vorzüglich bey den reichen Klassen der Einwohner die wohlthätigsten Folgen, indem sie die großen Besitzthümer in kleinere Abtheilungen bringen, die sodann mit größerer Aufmerksamkeit und Anstrenguug cultivirt werden Dieß alles muß nothwendig die Volksvermehrung begünstigen. Es gelingt aus diesem Grunde selten einem Chinesen, ungeheuere Reichthümer zusammen zu bringen und aufzuhäufen; selten wird man in diesem Volke Leute treffen, die bloß von Geld-Capi-

talien leben, und der dankbare Boden belohnt vielfältig ihre Anstrengungen.

Das chinesische Reich ist beyläufig acht Mahl so groß als Frankreich, nehmen wir die jetzige Bevölkerung dieses Landes von 26 Millionen, und multipliziren sie mit 8, so erhalten wir 208,000,000; wir finden, daß sich die Volksmenge von China zur Volksmenge von Frankreich wie 3 zu 2 verhalte.

Bevölkerungszustand der Hauptländer in Europa.

Rußland besitzt große natürliche Hilfsquellen. Es ist nicht im Stande, das selbst aufzuzehren, was sein Boden hervorbringt. Die Riesenschritte, mit denen dieses Land der allseitigen Kultur entgegen eilt, haben auch seinen Bevölkerungszustand auf eine unglaubliche Weise empor gehoben. Die liberalen Institute, welche die vorsichtige und weise Regierung zum Besten des Landes allenthalben errichtet, bürgen dafür, daß auch der letzte Schatten von Sclaverey und Leibeigenschaft aus diesem Lande und früher entfliehen werde, als es der wahre Menschenfreund mit Weisheit hoffen dürfte.

Und wenn auch die Bevölkerung von innen die

noch wüste und in einem günstigen Klima liegenden Ländereyen nicht alle zu bebauen vermag, so liefern auswärtige Länder die noch hierzu fehlenden nöthigen Hände, und der Fortschritt, den ein solch kolonisirtes Land machen werde, muß um so rascher und lebendiger in die Augen des Beobachters fallen, da die Einwanderer mit all' den Kenntnissen, Geräthschaften und Werkzeugen, mit denen sie ein schon kultivirtes Land aus vielerley Ursachen verlassen hatten, auf einem Grund und Boden erscheinen, welcher noch unerschöpft, alle Fruchtbarkeit entwickeln muß.

Genaue Beobachtungen bestätigen auch in den übrigen nördlichen Ländern, wie sehr sich die Bevölkerung zu vermehren strebt, wie sie nicht nur immer bereit ist, gleichen Schritt zu halten, wenn die Nahrungsquellen andauernd erweitert und verbessert fließen, sondern wie sie auch vorwärts schreitet, sobald die Summe der Nahrungsmittel auch nur augenblicklich etwas vermehrt ist, so daß sie beständig den mittleren Ertrag des Landes überwiegt und durch periodisch wiederkehrenden Mangel und daraus entspringenden Krankheiten zum Theil nothwendig wieder aufgerieben werden muß.

In allen sehr nördlichen Ländern, z. B. Norwegen, Schweden, wo die Arbeiten des Landmanns nothwendig in einige wenige Sommermonate zusammengedrängt werden müssen, da ist es unvermeidlich, daß nicht während dieser Periode ein Mangel an Arbeitern gespürt werde, aber ein solcher vorübergehender Mangel muß sorgfältig unterschieden werden von dem wahren Bedürfnisse der Arbeiter, das nähmlich Arbeit und Versorgung in sich schließe. Wenn diese Länder eine schnelle Vermehrung der Einwohner erhalten sollten, sey's durch Fremde oder durch ungewöhnlichen Ueberschuß an Geburten, müßte das nur immer ein großes Elend erzeugen.

Im Jahr 1751 betrug die Volksmenge in Schweden 2 Millionen; im Jahr 1799 aber schon über 3 Millionen. Dieß ist ein bedeutender Zuwachs der permanenten Bevölkerung, die verhältnißmäßig mit dem vermehrten Ertrag des Landes zugenommen hat.

Heirathen und Sterbfälle bedingen sich gegenseitig. Dieß zeigt Holland am deutlichsten, wenn wir dieß Land mit Norwegen vergleichen. In Norwegen ist die Sterblichkeit 1/48, es verheirathet sich von 130 Menschen 1 Paar; in Holland aber

ist die Sterblichkeit $1/23$, dagegen verheirathet sich von 64 Menschen 1 Paar. Der Unterschied beträgt hier mehr als das doppelte. In beyden Fällen wird der Abgang durch Heirathen richtig ersetzt.

Je mehr das Land an Bevölkerung zugenommen hat, in dem Verhältniß nehmen hinwieder die Heirathen ab. In Leipzig war das Verhältniß der Heirathen zur Volksmenge im Jahr 1620 wie 1 : 82, von 1741 bis 1756 war es, wie 1 : 120; in Augsburg im Jahr 1510 wie 1 zu 86 im Jahr 1750 wie 1 : 123.

Alle directen Aufmunterungen zur Heirath taugen nichts; sie ziehen immer wieder eine größere Sterblichkeit nach sich. Der Hang zum Heirathen ist an und für sich in jedem Lande schon so groß, daß ohne weitern Impuls sich an jedem passenden Orte ein Paar einfindet.

Das Verhältniß der jährlich Gebornen zur ganzen Volksmenge wird durch die Zahl der jährlich gestifteten Ehen bedingt, und hängt daher in einem Lande, das keine große Volksvermehrung mehr verstattet, so gut, wie die Zahl der Heirathen, von den mehreren oder wenigern Sterbefällen ab.

Die Bevölkerung in Frankreich hat, trotz allen

den zerstörenden Einflüssen, denen sie seit der Revolution ausgesetzt gewesen ist, nicht gelitten, da der Ackerbau nicht nur nicht abgenommen, sondern sich zusehends verbessert hat. Wie sehr auch die Manufacturen gelitten haben, so beschäftiget der Landbau hinlängliche Hände um immer eine gleiche Masse von Lebensmitteln liefern zu können.

Die Zahl der kleinern Güterbesitzer ist in Frankreich von jeher beträchtlich gewesen, und mußte durch den Verkauf und die Zerstückelung so vieler weitläuftiger Güter des Adels und der Geistlichkeit offenbar zunehmen. Ein großer Theil dieser Güter bestand vordem aus Lustgärten und Jagd-Revieren, alles dieß wird jetzt gepflügt. Immer wird man den Verkauf und die Zerstückelung großer Domainen als einen Gewinn für den Ackerbau und als eine Quelle betrachten müssen, wodurch der absolute Ertrag eines Landes anwächst, welches die Hauptbedingung zur Volksvermehrung ist.

Man berechnete den Volksverlust in Frankreich, den es in der Armee vom Ausbruch des Krieges bis 1799 erlitten, auf 1½ Million. Dieser Verlust traf bloß den männlichen Theil des Geschlechts, und sollte

nach einer vernünftigen Voraussetzung einen merklichen Einfluß auf die Volksvermehrnng äußern. Und doch fand gerade von dem, was man erwartete, das Gegentheil statt. In den nachfolgenden Jahrenr wo die militairischen Conscriptionen mit erhöhte Strenge geflogen wurden, zeigte sich dieselbe Erscheinung. Der Ausmarsch und allmählige Abgang von 600,000 jungen kräftigen Leuten brachte zwar immer eine bedeutende Lücke in die Volkszahl; allein es fanden aber dagegen Wittwer und Alt-Gesellen zwischen 40 — 50 Jahren eine Gelegenheit zu günstigen Ehe-Verbindungen, die sie nicht versäumten. Diese und die oben berührte Ursache, die Verbesserung des Ackerbau's, und die im Laufe der Revoluzion erfolgte Zerstörung der meisten Manufacturen und Fabriken lieferten der Kultur des Bodens neue Hände und alles half instinktartig zusammen, die Lücke auszufüllen.

Auch diese Berechnung beweist sich als falsch, die man angestellet hat, um den Verlust auszumitteln, den Frankreich an der Nachkommenschaft erlitten, da so viele Männer im Kriege, und Männer und Weiber zu Hause durch die Revolution um das

Leben gekommen, die noch keine Kinder gezeugt haben, und doch hätte zeugen können, wenn sie am Leben geblieben wären. Denn nach Büffon hätten 2 Millionen Paare 12 Millionen Kinder in Welt setzen müssen, um in dem Alter von 39 Jahren die gleiche abgängige Zahl ihrer Ältern zu ersetzen.

Man kann dieser Behauptung kühn den Satz entgegen stellen und sagen, Frankreich hat durch die Revoluzion kein einziges Kind, das hätte geboren werden können, verlóren. Es hat Ursache, gerechte und bittere Ursache, den Verlust von 2½ Millionen Menschen zu betrauern, die in der Revoluzion *umgekommen* sind; allein an der Nachkommenschaft hat es nicht eingebüßt. Hätten die umgekommenen Individuen ihr Leben ruhig fortgeführt, so wären ihre Kinder in die Welt gesetzt worden, und die Kinder der jetzt-lebenden Franzosen (von gleicher Anzahl) hätten unterbleiben müssen; und wären unterblieben durch das Gesetz der Nothwendigkeit.

Wenn in den ruhigsten und am besten regierten Ländern immer die Kinder wollten betrauert werden, die hätten geboren werden können, und nicht geboren wurden, kämen wir aus dem Weinen und Wehklagen je heraus? —

Wir würden auch über den Bevölkerungszustand Spaniens und der übrigen Länder einige Worte äußern, allein wir fürchten unsere Leser mit Data, die sich immer in der Hauptsache wiederhohlen müssen, zu ermüden und unnützer Weise die Blätter dieses Buches zu vermehren, denen eine gedrängte Zahl bestimmt ward. Genug! wenn die gegebenen Beyspiele hinreichen, unsere Behauptungen im allgemeinen und besonderer Hinsicht zu bewähren und im Stande sind, die Resultate zu bestätigen, welche wir aus diesen interessanten Untersuchungen geschöpft haben. Auf unserer Reise von der südlichsten Spitze von Amerika bis in die nördlichen Regionen von Europa hat uns immer nur eine und dieselbe Wahrheit gefolgt, daß die Volksvermehrung nur durch die Vermehrnng der Nahrungsmittel bedingt sey und im geraden Verhältnisse zu einander stehen; daß das Streben über dieses Verhältniß hinaus auf der Seite der Volksvermehrung liege, und in geometrischer Progression fortschreitet, dem die Nahrungsvermehrung nur von weitem, d. h. in arithmetischer Progression zu folgen im Stande ist; daß hierin dem Streben der Volksmehrung

über die Gränze hinaus ein stetes unveränderliches in der Nothwendigkeit ruhendes Ziel gesetzt sey.

Dieses Verhältniß des Menschen zur Erde ist ein uranfängliches, und als ein eigentlicher und ewiger Krieg anzusehen, den der Mensch mit den mannigfaltigsten Waffen mit der Erde zu führen bestimmt ist. »Im Schweiße deines Angesichts sollst du dir dein Brod verdienen,« die Erde bauen und bepflanzen, wenn du nicht verhungern willst. Arbeit verlangt die Erde, ohne Arbeit erhälst du nichts. Beyde bedürfen einander, und das gemeinschaftliche Band heißt: Arbeit, Anstrengung, Krieg mit der Natur. Wo diese unterbleibt, stirbt auch die Erde ab und verwelkt; das zeigen die Länder, welche wegen Mangel an Menschenhänden wüste geworden, dieß möge ein besonders Beispiel, ein Land beweisen, das ehedem als noch thätige Menschen und in hinlänglicher Anzahl seinen Boden bearbeiteten, ein Paradies gewesen, jetzt in eine Wüstenen verwandelt worden ist, die aller Fruchtbarkeit beraubt wie ausgestorben durch böse Dünste alles Lebende verscheuchet. Hier stehe es! —

Ueber Entvölkerung und das Absterben der Länder.

Italiens insbesondere.

Natura denascens.

Ueber
Entvölkerung und das Absterben der Länder.

Es ist gewiß eine der unrichtigsten, verderblichsten und doch schon so oft wiederhohlten Behauptungen, diejenige, welche besonders in unsern Tagen so häufig geprediget wird; daß der Menschen zu viel werden könne, daß Uebervölkeruug das größte Unglück sey und daß es ein Gegenstand der Regierung seyn müße, sie zu beschränken.

Den Regierungen im Ganzen darüber eine Leitung und Eingreifen zu erlauben und aufzutragen, hieße gerade so viel, als wenn man den Aerzten im Einzelnen die Erlaubniß geben wollte, über die Nothwendigkeit des Lebens einzelner zu urtheilen und für sich zu entscheiden, ob dieß Leben eben der Welt nothwendig und nützlich sey oder nicht. —

Wohin würde das wohl führen?! —

Vielmehr kehre man den Satz um und sage: daß größte Unglück für die Erde ist, wenn der Menschen zu wenig sind.

Nicht bloß der Mensch bedarf der Erde, sondern auch die Erde bedarf des Menschen, wenn sie gedeihen und der große Kreislauf vollkommen erfüllt werden soll, der zu ihren Leben gehört.

Man sehe auf unser teutsches Vaterland. Vor 2000 Jahren sumpfigt, waldigt, ungesund; jetzt durch vermehrte Bevölkerung, ein Garten, ein milderes gesundes Klima, eine reinere Vegetation! —

Man blicke auf die merkwürdigen Gegenden Babilons. Berühmt vor Alters durch ihre Fruchtbarkeit, Gesundheit, herrliche Gärten und Volksmenge; jetzt durch Zerstörung und Menschen-Mangel in unfruchtbare Sandwüsten verwandelt, ein Wohnplatz reißender Thiere! In der That, um die Sache recht anschaulich zu machen, braucht man nur einen Blick in unsere Umgebungen zu werfen, wo in einer wilden öden und unfruchtbaren Wüste, an dem Gestade des Ister, eine große, prächtige, volkreiche Kaiserstadt, von den fruchtbarsten Gegenden umge-

ben entstanden ist; und dort auf Babilon, wo eine eben so prächtige Herrscherstadt mit der durch ihre Fruchtbarkeit berühmten Gegend in eine Sandwüste verwandelt ist.

Und wodurch entstand hier diese neue Schöpfung und Belebung der Erde? —

Durch Menge der Menschen, ja Uebervölkerung auf diesem Punkte. —

Und dort die Verwüstung und das Absterben der Erde? —

Durch Auswanderung und Menschenmangel.

Es frägt sich aber, ob nicht hierbei ein Gesetz höherer Ordnung zum Grunde liege, nach welchem das Leben der Erde in einer gewißen Ordnung fortschreite, nach welchem die Erde, als ein großer Garten betrachtet, ihre Blüthenzeit, welche Kultur des Menschen und des Bodens zugleich begreift, wechselnd oder vielmehr in einer geordneten Folge von Osten nach Westen hin habe, so daß wenn sie ihre Zeit in einer Gegend gedauert hat, diese abstirbt, und nun Jahrhunderte brach liegen

muß, während nun andere bisher ruhend gewesene Gegenden zur Blüthe gelangen.

Eine für die Lösung nicht unwürdige Aufgabe wäre demnach zu zeigen, auf welche Weise die Natur nach vollendetem Zeitlaufe die schönen Gegenden und Städte, aus welchen einst sich des Menschengeschlechts erste und schönste Blüthe entwickelte, allmählich in das alte Chaos zurück führt, auf daß nun andere Gegenden neu erblühen, und Wissenschaften und Künsten zum Boden dienen könnten. Zugleich würde die große Wahrheit einleuchten, daß zahlreiche Population das größte Mittel sey, das Absterben der Länder aufzuhalten, und daß es nur dem Mangel an Menschen und Kultur zuzuschreiben sey, wenn sich als veranlassende Ursache zur Entvölkerung, eine der Natur und dem Organismus des Menschen höchst verderbliche Luftart erzeugt, welche ganze Länderstriche zu verpesten im Stande ist.

Wir haben in der Einleitung ein Beyspiel eines entvölkerten Landes aufzustellen versprochen. Hier möge es stehen um unseren Behauptungen ein noch größeres Gewicht zu ertheilen.

Es ist das so hoch gepriesene, blühende und von Segen überströmende und beglückte:

Italien.

Ein längerer Aufenthalt in diesem Lande, und besonders in Gegenden, wo die gewöhnlichen, nur Kunstsuchenden Reisenden nicht hinkommen, einige Kenntniß der physischen und arzneylichen Natur und fleißige Beobachtungen setzen bald in den Stand, Forschungen hierüber anzustellen, und Entdeckungen von hoher Wichtigkeit und dem vielseitigsten Interesse zu machen.

Wie ganz anders erscheint dann das Gemählde von diesem Lande, als in den gewöhnlichen Darstellungen unserer poetisch-artistisch faselnden Reisenden.

Wir wollen hier eine Zeichnung nach der Natur und Wahrheit entwerfen!

Man theilt in Rücksicht der klimatischen Natur Italien am besten in drey Gegenden ein;

Ober-Italien (d. i. die Lombardey und die Po-Ebenen.) der Sitz des Pellagra und der Fieber;

Das Gebirge (die Appeninnen bis nach Calabrien) und die zwischen diesem und dem Mittelmeere liegende Gegend (von Pisa bis Anxura.) Der eigentliche Sitz der Maremmen, der wüsten und versumpften Gegenden und demnach der verdorbenen Luft.

Die pestilenzialische Luft hat hier die Bewohner aufgerieben. Der Glanz der Städte und die Cul-

tur der Felder ist vorbey. Die Aecker hat die Natur in Weiden umgewandelt, wo unzählige Heerden Schafe, halbwilde Rinder, Pferde, ja selbst an einer Stelle des Meeres wilde Kamehle weiden. — Man glaubt in den Steppen der Tatarey zu seyn. Man sieht nichts als Viehherden begleitet von wilden Menschen, mit rauher Stimme, auf kleinen unförmlichen Pferden, bewaffnet mit einer Lanze, in grobe Kleider oder Felle gehüllt. —

Schon hinter Pisa nimmt die Cultur merklich und immer mehr und mehr ab. Keine Bäume, außer hier und da eine trockene Steineiche, gleichsam der Ueberrest und das Grabmahl ehemahliger nun vernichteter Wälder, deren Spuren immer seltener werden, da die Thiere alle Sproßen abweiden. Zwar wächst noch der Weinstock, aber die Blätter sind bleich wie der Boden.

Bey Empoli fängt die wirkliche Wüste an, welche die verdorbenste Luft ausdünstet. Der Blick von der Höhe ist höchst trauervoll.

Auf den Hügeln, Ruinen ehemahliger Herrlichkeit, in den Thälern einzelne Hütten armer und siecher Landleute, die nicht einmahl mehr die Kraft und den Muth haben, die verpestete Erde zu verlassen.

Die Natur selbst spricht aus, daß sie nun bald ausgestorben sey.

Die erste Veranlassung dieses Verfalls war die

Nun ist aber über die Hälfte der Gegend, von Viterbo an, mit solchen Wäldern bedeckt; von den übrigen wird kaum der siebente Theil angebaut, Ueberall herrscht jene verdorbene Luft, obgleich der Boden verschiedenes trägt. —

Hier fängt jene hochberühmte, hügelige Ebene an, auf welcher einst die prachtvolle Roma stand, jetzt aber trauert, gleich Jerusalem. —

Man sollte glauben, es wären die Grabhügel der Helden, Völker und Städte, auf denen man wandelt. Nichts ist trauriger, als jene große Einöde, in deren Mitte die alte Hauptstadt der Welt trauert, nicht mehr glänzend und herrschend, sondern um nach so vielen Triumphen und wechselnden Schicksalen, der Erde endlich die stygische Ruhe zu geben.

Man sieht weder Dörfer, noch Landgüter; sondern Hirten, in Felle gekleidet, die ihre Heerden auf fremden Boden umhertreiben. Tiefe Stille bedeckt das unbebaute Land und man sollte glauben, es sey herrenlos. Doch ist dieß nicht. —

Aber die Landleute suchen die Städte zur Wohnung, so wie die Calabresen die Spitzen der Berge, um dem Nachtheile der Pestluft zu entgehen. —

Unter den Römern war diese Gegend bedeckt mit Landgütern, Villen und Gärten. Durch den Despotismus und Luxus wurde sie allmählig von Sclaven bewohnt, die die Kultur vernachläßigten, und selbst

nicht dem Boden angehörten. Ungeheure Striche Landes kamen unter einzelne große Güterbesitzer, und der Fleiß des einzelnen, der nicht mehr für sich arbeitete, hörte auf.

Dadurch und durch Kriege wurde die Gegend immer mehr und mehr entvölkert, und je weniger Hände desto schlechter die Kultur, desto mehr entwickelt sich die feindliche Macht der Natur, welche bloß durch zahlreiche Bewohner in Zaum gehalten werden kann.

Und so ist es geschehen, daß die fruchtbarste Gegend der Erde in eine scytische Wüste verwandelt ist und die Zeit ist nahe, wo die Menschen ganz vertrieben seyn werden und Rom in Ruinen liegen wird wie Palmyra, Pästum und Persepolis.

Das Zeitalter Evanders kehrt zurück. —

Das Leben scheint hier seinen Kreislauf geschlossen und das Alter, jene zweyte Kindheit — aber hier nicht die der Unschuld — erreicht zu haben.

Das Mittel der Zerstörung ist jene pestilenzialische Luft. Die ewige Stadt selbst ist von jener Wüste und dieser Luft umgeben, welche mit jedem Jahr mehr in ihre Mauern dringt.

Es ist unglaublich wie sehr sich die Volksmenge Roms vermindert. Im Jahre 1790 hatte es 160,000 im Jahre 1812 zählte es nur noch 80,000.

Durch Verminderung der Bevölkerung scheint sich die schädliche Luft auch außerhalb der Stadt sehr vermehrt zu haben. Denn die sonst härteren Hirten

große Pest im 16 Jahrhundert, welche den größten Theil der Menschen aufrieb. —

Die dadurch menschenleer gewordenen ungeheuren Strecken fielen einzelnen Reichen zu, wodurch die Cultur immer mehr versank. Man wollte durch Colonisten helfen, aber sie wurden bald durch das Fieber weggerafft. Der Boden wurde immer schlechter, anfangs noch vegetabilisch, endlich rein chemisch; als wenn die Grundstoffe, ihrer anfangs künstlich aufgelegten Fesseln entbunden, nicht mehr den Menschen dienen, sondern frey sich bewegen wollten.

Der Boden ist mit Schwefel und weißem Thon bedeckt, dazwischen Schwefelquellen, die mit ihren scharfen und stinkenden Nebeln diese traurigen Gegenden überziehen, von Zeit zu Zeit Feuersflammen ausströmen und alles Lebendige verscheuchen.

Jene welche sagen und behaupten, es sey die gewöhnliche Sumpfluft, welche das Fieber errege, scheinen diese Gegenden nicht gesehen zu haben.

Denn das tuscische Land ist nicht tief und sumpficht, sondern hochliegend. Das tötdliche Contagium entwickelt sich, keinem Sinne bemerkbar aus dem trockenen Boden. Das Eudiometer entdeckt nicht die geringste Luftverderbniß.

Das Fieber selbst ist ein immerwährendes Wechselfeber. Keine Ermattung mit gastrischen Zeichen wie bey den Sumpffiebern: vielmehr Aufruhr in

den Lebenskräften, Röthe der Augen, Hitze des Hauptes, lebhaftes und unordentliches Denken. Nicht Muthlosigkeit; sondern Erhebung und Spannung, Schärfe des Geistes, rothe zuweilen weißlichte Zunge, heftiger Durst, Leibesverstopfung ꝛc. Hierzu gesellet sich noch der mächtige Einfluß der Winde die je nachdem und in welcher Richtung sie wehen, den Charakter der Krankheit umstimmen und verändern.

Traurig verläßt man eine Gegend, die uns den Menschen zeigt, ermattet und erliegend im Kampfe gegen eine feindselige Natur.

Die Landschaft von Rom biethet zwar einen andern Charakter dar; aber die Gesundheit gewinnt nichts dabey. — Nicht mehr wird das Auge von dem nackten und weißen Boden geblendet. Es tritt dagegen schwarze, vulkanische Staubdecke ein, geziert mit den schönsten Blumen und kräftigsten Pflanzen. —

Und dennoch — überall Ruinen wüste liegender ehedem berühmter Städte; die Zeit und die böse Luft haben die Menschen vertrieben; denn diese hat auch hier überhand genommen. Hier nähmlich entwickelt sie sich nicht aus dem nackten unkultivirten Boden, sondern aus den dichten, seit Jahrhunderten erwachsenen; ganz unzugänglichen Waldungen, zu denen weder Sonne noch Luft dringt, durch die Einwirkung der Hitze. Ja die Erfahrung lehrt es, wie gefährlich es ist, in den Waldungen zu verweilen.

suchen jetzt, was sie sonst nicht thaten, für sich und ihre Heerden eine Zuflucht in den Mauern der Stadt, um dem Tode zu entfliehen, der in der kühlen Nachtluft auf dem Felde ihrer wartet.

Daher ist jetzt die ganze Gegend von Ponte Milino bis zum Corso mit umherschweifenden Ziegen, ungezähmten Pferden und anderem Vieh bedeckt, und biethet schon jetzt nebst den leeren zerstörten Häusern das Vorbild einer nahen Verwüstung dar. Jedes Jahr dringt die schädliche Macht der Luft mit Riesenschritten weiter; jedes Jahre werden mehr Straßen davon ergriffen und unbewohnbar gemacht. —

Man hoffte durch die Rückkehr der alten Regierung werde diesem Einhalt geschehen.

Aber das ist nicht zu erwarten. Der Mensch kann nicht mehr diese feindselige Natur besiegen. Die Kräfte sind zu ungleich geworden.

Auf der einen Seite die verpesteten Einöden Tusciens auf den andern die Wüsten der Römischen Campagna; dort die pontinischen Sümpfe, der Scirocco, der vulkanisch ausgebrannte und ausgelebte Boden.

Wie kann die menschliche Natur länger einen solchen Ruin ertragen! — Schon werden im Sommer die Straßen verlassen, sie werden unsicher und die Menge drängt sich in die Mitte der Stadt.

Bereits hat man die Porta del Populo, einen

großen Theil des Corso und einen Theil des Monte Trinita, für verdächtig erklärt.

Die Strada del Babuino, die noch vor wenigen Jahren für eine der gesundesten gehalten wurde, war schon diesem verderblichen Todesschauer, den Fiebern dieser Gegend unterworfen, und wurde sogleich von den Wohlhabernden verlassen. Eben so wurde die Gegend des Quirrinals, des Vaticans und andere transtibernische; deßgleichen die Nachbarschaft des Lateran als ungesund vermieden.

Die Hirten mit den Heerden nehmen allmählig die Paläste und Plätze ein, und erinnern nur zu sehr an das Schicksal von Pästum, dem Rom entgegen eilt, wo jetzt der Stier im Schatten dorischer Säulen wiederkäuet und die Ziege in den Tempeln graset.

Unstreitig trug zu dieser schnellen Verbreitung der bösen Luft die unter der franz. Herrschaft durch Conscriptionen und Auswanderungen schnell vermehrte Entvölkerung viel bey. Was ehedem nur dürftige Cultur erhielt, bekam um gar keine. — Nicht weniger beförderten die Entvölkerung die entleerten Klöster, die nur als Einöden so wie die vielen geschlossenen Kirchen, die Gefahren vermehren.

Hier kann man recht deutlich sehen, wieviel das rege Leben vermag, um diese im Finstern schleichende verderbliche Naturkraft im Zaum zu halten.

Viele Tempel waren gar nicht mehr zu besuchen. Selbst die prachtvolle Peterskirche wird täglich

für die Gesundheit gefährlicher, eben so die Paulskirche die, wenn man nur einige Stunden darin verweilt, Krankheiten erzeugt. —

Was dazu mit beyträgt ist die abscheuliche, höchst verderbliche Gewohnheit, die Todten, so gar ohne Sarg, in den Gewölben der Kirchen zu begraben, wodurch in der Hitze eine Luft erzeugt witd, schlimmer als die ärgste Hospital-Luft und mit ähnlichen Contagien schwanger.

Die Franzosen glaubten, diese Luftverderbniß durch die berühmten guitonischen Räucherungen auf chemischen Wegen zu heben; aber umsonst! — So auch durch Niederreißung von Mauern uud Häusern, um Luftzug zu geben. Aber dieß machte es noch schlimmer. Denn eine alte Erfahrung in Rom, so wie auch an der neapolitanischen Küste, in Apulien und Calabrien, hat gezeigt, daß durch ein einziges Gebäude, ja eine niedrige Mauer oft eine Straße vor dem Einfluß der Luftverderbniß geschützt werden könne. Dieses scheint zu beweisen, daß aus dem Boden etwas ausdünste, wodurch die Luftverderbniß entsteht, die Feuchtigkeit aber und die Ausdünstung der Sümpfe nur dazu beytrage, das Uebel zu vermehren woraus sich denn endlich ein contagioser Stoff erzeugt. Vorzüglich gefährlich ist die Zeit des Sonnenuntergangs. Hier ist die ganze Umgegend mit einem naßkalten, dichten Nebel bedeckt, welcher nur einige Fuß über dem Boden sich langsam

Anthr. 155 h

erhebt und verschwindet, und denen, welche sich ihm aussetzen, oft sehr schnell Kopfschmerzen, Mattigkeit, Schwindel und die ersten Spuren des fatalen Fiebers erzeugt.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Schluß.

So wäre also das schöne Italien jetzt schon theilweise als ein Leichnam zu betrachten, der sich seiner Auflösung nähert, und die immer zunehmende aria cattiva nichts anders als der Todesathem, der Leichendunst, hervor gebracht durch die allmählige Zersetzung und wieder zurückwirkend auf die Abnahme der Bevölkerung und auf die Beschleunigung des gänzlichen Absterbens.

Es ist außer allem Zweifel, daß nebst den angegebenen Ursachen eine unterirdisch fortschleichende Zersetzung mitwirke, die der Grundquell jener verdorbenen Luft zu seyn scheint. —

Aber merkwürdig ist es, daß mit jener physischen Auflösung, die moralische gleichen Schritt zu halten scheint. —

Beweis die zunehmenden Räuberhorden und täglich sich mehrende Unsicherheit, so daß auf eben dieser Seite schon das schöne Land den Wüsten Arabiens und Egyptens gleicht, in dem man eben so, wie dort nur in Caravanen und mit Escorten zu reisen anfängt.

Sinnstörende Druckfehler.

Seite 34 Zeile v. oben 3 st. 3 + 3 + 3 + ; soll steh. 3 X 3 X 3.
— 96 » » unten 6 statt 265 soll stehen 256.
— 99 » » » 4 st. Verlauf soll stehen Vermehrung.
— 99 » » » 3 » 265 soll stehen 256.

Wien 1821.
Im Verlage bey Leopold Grund.

RUDOLF LANG MUNCHE

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zimmermann, Friedrich E.

Das Leben des Menschen in auf- und absteigender Linie

Wien 1821

Anthr. 155 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10255685-8